

Der Reidemeister

Geschichtsblätter für Lüdenscheid Stadt und Land

Herausgegeben vom Geschichts- und Heimatverein Lüdenscheid e.V.

Nr. 187

13. August 2011

„Tue recht und scheue niemand.“

Der Brügger Pfarrer Josef Witthaut (1898 – 1979)

Theo Rademacher

Josef Witthaut wurde am 6. November 1898 in Barkhausen, Gemeinde Büren, Kreis Büren, heute Kreis Paderborn, geboren. Von 1929 bis 1949 wirkte er als Seelsorger und Vikar/Pfarrer der Katholischen St. Paulus-Gemeinde in Brügge. In der Zeit vom 17. März 1944 bis zum 11. April 1945 befand er sich in den Händen der Nazi-Schergen und im KZ-Lager Dachau. Am 11. Februar 1979 verstarb Pfarrer Witthaut in einem Paderborner Altenheim.

„Die Zahl der inneren Feinde bzw. Einfluß und ihre Machtvollkommenheit im sogenannten Dritten Reiche hatte ich als neu ernannter Vikar im August 1929 in Brügge anfangs nicht so tragisch genommen“, gibt Josef Witthaut in einem späteren Bericht zu. Ihm, dem dreißig Jahre alten Sohn eines westfälischen Bauern aus dem Paderborner Land, der den Ersten Weltkrieg an der West- und an der Ostfront trotz Kriegsverwundung als Soldat überlebt hatte, war die ideologische Denkweise linker und später rechter Genossen absolut fremd. Er hatte sich erst nach dem Ende des Krieges zum Theologiestudium entschlossen. 1926 war er im Hohen Dom zu Paderborn von Bischof Caspar Klein zum Priester geweiht worden.

Nach nur knapp drei Vikariatsjahren in dem Bergarbeiterdorf Andreasberg bei Bestwig sandte ihn der Paderborner Bischof nach Brügge. In Andreasberg hatte er die ersten Diaspora-Erfahrungen gesammelt, die ihm in der neuen Gemeinde zugutekommen sollten. In der sonst rein katholischen Umgebung des Kurkölnischen Sauerlandes war dieser Bergwerkssort schon einige Jahrhunderte hindurch konfessionell gemischt gewesen. Der Kölner Kurfürst und Erzbischof Johann Gebhard gewährte hier im Jahre 1556 den Betreibern der Bergwerke Klingenborn und Dörnberg „uff dem sylberge im grunde sydlingkhusen, assingkhusen, elpe und ramsbecke“ die Bergfreiheit: Die vielen Gewerken (Besitzer von kleinen und kleinsten Gruben in der Umgebung dieser Orte) erhielten Sonderrechte, damit der Gewinn versprechende Bergbau aufblühen konnte. Die Geschichte erzählt von wech-



Abb. 1. Pfarrer Josef Witthaut und seine Schwester Anna Witthaut, die den Pfarrhaushalt führte

selnden Inhabern, einer Handvoll Bergleuten und ihren Familien, die Blei, Kupfer und Silber abbauten. Mitte des 19. Jahrhunderts kaufte die französische/belgische „Aktiengesellschaft für Bergbau, Blei- und Zinkfabrikation in Stolberg und in Westfalen“ die Ramsbecker Gruben, um die Erzbasis des Unternehmens zu sichern. Jährlich sollten 15 000 t Blei und 22 000 t Zink gefördert werden. Dieser Plan war utopisch. Tausende Berg- und Hüttenleute wurden angeworben und drei neue Koloniedörfer in kurzer Zeit „aus der Erde gestampft“: Andreasberg, Heinrichsdorf und Alexander.

Am 4. Oktober 1854 zogen 300 Bergleute aus dem Harz mit ihren Familien, alle evangelischen Glaubens, in die halbwegs trockenen Wohnhäuser in Andreasberg ein. Die inzwischen fertigen 40 Arbeiterhäuser enthielten je acht Wohnungen; jede Familie bekam ein Stück Ackerland beim Haus. Das erhoffte Glück im „Sauerländischen Kalifornien“ hat allerdings kaum einer gefunden. Als die Gesellschaft ihren Verbindlichkeiten nicht mehr nachkommen konnte, verließen die meisten fremden Berg- und Hüttenleute, betrogen um ihre Hoffnung, enttäuscht und ärmer als zuvor das Dorf auf dem Berg. Von über tausend eingewanderten blieben in Andreasberg und Umgebung nur 307 Bergleute übrig und wurden sesshaft.¹

Anders war die Entwicklung im evangelischen Brügge innerhalb der Gemeinde Lüdenscheid-Land. Der Straßenbau von Hagen durch das Volmetal hatte Mitte des 19. Jahrhunderts schon für die rasche zu Fabriken und Industriebetrieben aufblühenden „Hämmer“ in den wasserreichen Seitentälern und an der Volme selbst gewisse Voraussetzungen zum leichteren Transport von Material und Waren geschaffen. Zum eigentlichen Durchbruch kam es dann mit dem Bau der Eisenbahn von Hagen über Brügge nach Lüdenscheid (1880) und in den neunziger Jahren nach Meinerzhagen und Dieringhausen. Das „Eisenbahnerdorf Brügge/Westf.“ war geboren.

Der Bahnhof war nicht nur Knotenpunkt zwischen verschiedenen Strecken, sondern er wurde das Herzstück für viele Menschen, denen er Arbeit und Brot brachte. 1874 in Betrieb genommen, entwickelte er eine kaum glaubliche Eigendynamik. Lokstation mit Lokschuppen, Drehscheibe, Wasserturm und Befüller für die Kohlentender der Loks gehörten dazu. Weitere Gleisanlagen, Bahnsteige, Stellwerke und eine Betriebswerkstatt, in der so mancher Brügger Junge seine Ausbildung zum Handwerker erhielt, wurden errichtet. Entsprechend umwarb man weiträumig Schlosser, Elektriker, Schreiner, Streckenarbeiter und Männer, die sich zu Lokführern, Heizern und anderen Bahnberufen ausbilden lassen wollten. Aus vielen deutschen Landern

1) Chronik von Andreasberg im Internet.



Abb. 2. Katholische Missionsstation Brügge 1915/16

kamen die Menschen hierher. Ich erinnere mich gern an die Leute aus der hessischen Schwalm, die sich vereinsmäßig zusammengeschlossen hatten und in den 1920er und 1930er Jahren jährlich ihre Umzüge veranstalteten oder sich an anderen dörflichen Besonderheiten beteiligten und dabei ihre schönen heimatlichen Schwalmner Trachten vorführten. Alleinstehende und Familien kamen aus dem nahe gelegenen katholischen Oberbergischen um Wipperfürth, aus dem „Herz-Jesu-Ländchen“, aus dem Siegerland und Westerwald. In den westfälischen, bäuerlich geprägten, katholischen Gebieten des Sauerlandes, des Paderborner- und Münsterlandes erhofften sich die Bauernsöhne, die als Knechte ihr Leben fristeten, weil nur einer (in der Regel der Älteste) erben konnte, ebenso neue berufliche Chancen. Sie bekamen sie dank der Weiterbildungsmöglichkeiten, die von den Eisenbahnbetreibern angeboten wurden, und Wohnungen dazu. In Eininghausen, direkt neben dem Maschinenschuppen, hatte sich mit Anschlussgleis die „Portland Cement AG“ niedergelassen, die katholische Familien aus Italien anzog. Der Steinbruch in Lösenbach zog mit der Möglichkeit von Anschlussgleisen nach. Ebenfalls ein willkommenes Feld und ein Arbeitsbereich für diese Familien. Von Integrationschwierigkeiten war keine Rede. Allenfalls deuten heute noch einige Familiennamen auf die Herkunft der Vorfahren. So veränderte sich in Brügge die Konfessionslandschaft. Nach der seit 1896 eigenständigen evangelischen Gemeinde mit der Kirche unweit des Bahnhofs bildete sich bald auch eine katholische Kirchengemeinde. Das Leben hier wurde bunter.

Der aufstrebenden katholischen Diasporagemeinde, die sie trotz aller Zuzüge blieb und die sie auch heute noch bei einem Anteil von etwa 20 % an der Gesamtbevölkerung ist, stand mit Pfarrvikar Paul Gunkel ein Achtung gebietender Geistlicher vor. Er steckte seine volle Tatkraft in den Bau der Kirche mit dem barock nachempfundenen Glockenturm, die neben der schon 1915 an der Bergstraße (heute Parkstraße) vorhandenen „Missionsstation“ mit Schulsaal geplant worden war. Das nach und nach kultivierte Anwesen hat sich von seinem Äußeren her bis heute kaum verändert und seit 2007 unter Denkmalschutz stehend, wird es das wohl auch vorläufig nicht tun. Damals jedoch beeindruckte es als Gotteshaus und des Seelsorgers Wohn-

stätte auf der noch völlig unbebauten Höhe am Fuße des Ziegenkopfes zwischen Wiesen und Feldern sehr.

Bauherr und Seelsorger - wenn sich diese beiden Aufgaben gegenseitig auch nicht gänzlich ausschließen, so kann doch zwangsläufig das eine unter dem anderen leiden. Nach der Fertigstellung des Kirchbaues im Jahr 1926 kamen auf den Pfarrvikar zahlreiche Reisen quer durch die deutschen Lande zu, um die Dankespredigten zu halten, die er Pfarrern in den Spendergemeinden versprochen hatte. Und auch noch weitere „Bet-



Abb. 3. Der Brügger Pfarrvikar Paul Gunkel, 1925

telpredigten“, oft zusammen mit dem Küster Johannes Ulz als Begleiter, waren notwendig. Sie nahmen die Zeit in Anspruch, die er nun eigentlich für die Seelsorge vor Ort und für seine eigene Gesundheit nötig gehabt hätte. An Ruhe war jedoch noch nicht zu denken. Missstimmungen in der Gemeinde blieben nicht aus.

Die „Verständnisvollen“ hielten zu ihm, die anderen waren die „Nörgler“.

So stellten sich schon bald gesundheitliche Probleme ein. Meinungsverschiedenheiten in der Gemeinde führten im Herbst 1928 zu Schwierigkeiten, die nicht ganz unschuldig an seinem körperlichen und seelischen Befinden waren. Sie schienen Gunkel, der ein leidenschaftlicher Mensch war, zu zermürben. Mit einer Lappalie hatte es angefangen. Er hatte das Mitwirken der Jugendlichen im Kirchenchor gleichermaßen in den Ständesvereinen, sprich: Jungfrauen- und Jungmännernverein, gewünscht, ja, gewissermaßen sogar in der ihm eigenen autoritären, reizbaren Art verlangt. Einige Jungfrauen lehnten das ab. Dabei soll es nicht gerade höflich zugegangen sein. Woraufhin der Vikar den Fünfen das Mitsingen im Chor verbot. Die Solidarisierung durch den Chorleiter und den Jungmännernverein war damit vorgegeben. Wie konnte es auch anders sein. Folge: Palastrevolution. In einer Versammlung lehnten 25 Chormitglieder – fast der gesamte Chor – das Weiterbestehen des Kirchenchores unter diesen Umständen ab. Das wiederum brachte viele Katholiken in der Gemeinde in Bewegung. Ungehorsam gegen den Geistlichen? Ein Sakrileg! Und plötzlich ging es wie überall zu in der Welt: von Christlichkeit blieb nur noch die Schuld übrig, die geholfen hatte, Christus ans Kreuz zu bringen.

Auf Anraten der Ärzte trat Pfarrvikar Gunkel 1929 eine längere Kur an. In dieser Zeit vertrat ihn ein Ordensgeistlicher, der bei einem Teil der Pfarrmitglieder – nicht schwer zu erraten, bei welchem - auf Grund seines freundlichen und hilfsbereiten Wesens viel Sympathien gewann und der Partei ergriff. Wie nicht anders zu erwarten, erfuhr Gunkel davon, unterbrach seine Kur und kam zurück. Es kam zum handgreiflichen Streit mit dem Pater. Dazu berichtete die in Hagen erschienene Sozialistenzeitung „Volksstimme“, für deren Redakteure und den Lüdenscheider Mitarbeiter² diese Aktion ein gefundenes Fressen gewesen sein muss, in der Nr. 158 vom 10. Juli 1929 süffisant:

„Brügge: ‚Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst!‘ Daß auch die Diener Gottes, die doch den übrigen Menschen das Wort Gottes interpretieren, nicht immer die eifrigsten Befolger der biblischen Vorschriften sind, lehrt folgendes Geschichtchen: In der hiesigen Pfarrgemeinde ist ein Vikar angestellt, der nicht gerade die besondere Sympathie der Gemeindemitglieder besitzt. Ein Amtsbruder, der ihn in seinen Ferien vertrat, hat es besser verstanden, sich die Gunst seiner Pfarrkinder zu sichern. Ja, man munkelt schon davon, daß dieser Vertreter in Zukunft die Stelle seines Kollegen einnehmen sollte. Da kehrt auf einmal der Vikar aus den Ferien zurück und es gab eine sehr erregte Auseinandersetzung, bei welcher Gelegenheit sich die beiden Gottesdiener gegenseitig verprügelt und die Treppe hinab geworfen haben sollen. Ja, ja selig sind die Sanftmütigen.“

Nach einigen vergeblichen Vermittlungsversuchen der bischöflichen Behörde in Paderborn mit dem Brügger Kirchenvorstand bat Vikar Gunkel um seine Versetzung und verließ die Gemeinde. Mündige Erwachsene vor sich zu haben, ist bei manchen in der kirchlichen Hierarchie oft auch heute noch schwer zu verinnerlichen. Bei dem Apostel Paulus heißt es im zweiten Korintherbrief wohl: „Denn ich betrachte mich nicht als Richter über euren Glauben. Meine Aufgabe ist es doch, zu eurer Freude beizutragen!“ Dem Pauluswort sollte mehr zugetraut werden. Immerhin, als gläubige, jedoch aufgeklärte Frauen und Männer haben wir heute unser Verhältnis zu den Geistlichen auf Augenhöhe angesiedelt.

In diese merkwürdig aufgeheizte Stimmung der katholischen Gemeinde kam der Neue. „Die Aufnahme in Brügge war recht seltsam.“ schreibt Josef Witthaut später in einem Bericht. „Die Besten der Gemeinde

2) Siehe Dietmar Simon „Wilhelm Kattwinkel . Ein Lüdenscheider Sozialdemokrat im Widerstand gegen den Nationalsozialismus“ in Der Reidemeister Nr. 174 vom 2. Juni 2008.

Anden dem Neueingekommenen sehr reserviert gegenüber, da sie sich bis zuletzt für ein Verbleiben des Vikars Gunkel eingesetzt hatten und waren empört über die Versetzung, den scheinbaren Erfolg der sogenannten >Gegenpartei<. Pfarrvikar Witthaut hatte ob seines frohen Gemütes, seiner Menschlichkeit und nicht zuletzt dank seiner Glaubwürdigkeit als Priester und Seelsorger die Herzen der meisten Gemeindemitglieder bald gewonnen. Seine Predigten glänzten nicht durch große Rhetorik, die war nicht sein Ding, aber die Menschen unter der Kanzel verstanden ihn. Er feierte das tägliche Messopfer nicht mit ihnen, um sie zu belasten, sie mit Ungewissheiten, Selbst- oder Glaubenszweifel zu beschweren, sondern um das Evangelium als Frohbotschaft und als Brücke für das Leben zu begreifen. Seine Rede war glaubwürdig wie sein Tun und Handeln. Die Tendenz, auseinanderzutreiben, aufzulösen, spürte er wohl, jedoch solcherart zu leben, ließ sein Naturell nicht zu. Er würde das richtige Maß wieder herstellen und den Trend umkehren. Da war ihm sein bäuerliches Leben von Zuhause vor Augen: Was gesät war, musste wachsen und reifen. Dass gesät war, konnte er täglich beobachten. Seine Aufgabe sah er jetzt im Düngen der zarten Pflanzen, die in eine Schlechtwetterperiode geraten waren. Mit dem Kirchenchor hatte es begonnen, mit den Jugendvereinen ging es weiter. Er stand nun wieder am Beginn. Argwöhnisch beobachtet zu werden, ob er zu dieser oder jener Partei neige, amüsierte ihn manchmal, andererseits aber bedauerte er, wenn Leute, die ihn kommen sahen, schamhaft die Seiten wechselten. Es verstrich einige Zeit, bis er sich ein rechtes Bild von seiner neuen Gemeinde machen konnte. Verbote hier, Trotzreaktionen dort. Was hatte das mit christlicher Liebe zu tun?

Wochentags schwing in der Ferienzeit die Orgel. An den Sonntagen kam der Primaner Bernhard Mönninghoff von Lüdenscheid zum Orgelspiel. Als am Herz-Jesu-Freitag im Oktober 1929 kein Organist zur Stelle war, bat Witthaut den zurückgetretenen Organisten, Lehrer Nikolaus Hölcher, das Hochamt zu spielen, was er auch ohne zu zögern tat. Er hatte geradezu auf diese Ansprache gewartet. Allerdings brachte das dem jungen Vikar von dem früheren Pfarrvikar den Vorwurf des Kompromittierens ein. Doch damit konnte er leben, denn ab Mitte Oktober spielte Lehrer Hölcher wieder regelmäßig die Orgel. Das Leben begann sich zu normalisieren. Auch der Kirchenchor war 1932 wieder fest in die Gemeinde eingebunden, die Jugendvereine sowieso. Schließlich war das Leben außerhalb der Kirchengemeinde turbulent genug.

Arbeitslosigkeit, Weltwirtschaftskrise, nicht von ungefähr nannten sich die hitlerbegeisterten meist jungen Männer in ihren braunen Uniformen „SA – Sturmabteilung“. Genau so traten sie auf und verbreiteten Angst und Schrecken überall dort, wo die Menschen nicht ihrer Meinung waren. Ob Kommunisten, Sozialdemokraten, das linke Umfeld also, oder Katholiken – wengleich die auch mit den Linken nichts im Sinne hatten – diese Volksgruppen wurden von den Braunen bekämpft. Trotz mancher Unkenrufe heute. Die Kommunisten und Sozialisten bewegten sich am linken Rand des Geschehens und waren von den rechts angesiedelten Nationalisten, die sich später in der Regel bei den Nationalsozialisten (Nazis) wiederfanden, nicht weit entfernt. Ihre Ränder berührten sich nicht nur, sie überlappten sich teil- und zeitweise. Extreme Gewaltbereitschaft, Mord und Totschlag waren schon bei der Oktoberrevolution 1917 und dem Matrosenaufstand 1918, bei der Besetzung der Berliner Kasernen und Fabriken durch die Soldatenräte, auch bei den Streiks im „Kohlenpott“ zu Mitteln zur Durchsetzung der jeweiligen politischen geworden. In Brügge zeugten davon einige Verhaftungen von Mitgliedern der Kommunisten wie auch der Katholiken, denen schon früh jegliche Jugend- und Vereinsarbeit verboten wurde.

Die Gemeindeunruhen vor Witthauts Zeit spiegelten sich noch einmal in den Kirchenvorstandswahlen 1931

Den Empfang der
heiligen Priesterweihe
im Hohen Dome zu Paderborn am 20. März und
die Feier meines
ersten heiligen Meßopfers
in der Pfarrkirche zu Weiberg (Kr. Büren) am
Ostermontag zeige ich ergebenst an.

Paderborn, im März 1926
(Priesterseminar)

Joseph Witthaut
Diakon.

Abb. 4. Anzeige zur Priesterweihe Witthauts im März 1926

und 1935 wider. Ungeachtet seiner Bitte um Frieden und Ordnung, es bei der Kandidatenaufstellung für die Wahl im Herbst 1931 bei nur einer Liste zu belassen, wurde eine zweite präsentiert, die auch gewann. Erst bei der Wahl 1937 lief wieder alles in ruhigeren und geordneten Bahnen. Die internen Streitereien waren endgültig ausgestanden. Bis zu seiner Abwahl im Jahr 1931 war Alfred Rose stellvertretender Vorsitzender des Kirchenvorstandes gewesen. Er übernahm dieses Amt auch wieder nach seiner Wahl 1935. Sein Name ist besonders zu erwähnen, weil Rose in der Zeit, als Pfarrer Witthaut im Konzentrationslager Dachau war, oft unter Einsatz des eigenen Lebens für den Pfarrer bei Behörden, Parteistellen und Polizei zu vermitteln suchte. Bis zum Jahr 1952 hatte er das Amt inne.

An jedem ersten Sonntag im Monat hatten die Mitglieder der Gemeinde die Möglichkeit, ihre Kirchensteuern bei dem Kassierer des Kirchenvorstandes zu entrichten. Dieses Amt versah 1932/33 Kirchenvorstandsmitglied Josef Wolters. Vom Frühjahr an konnte er es „wegen allzu großer anderweitiger Belastungen“ als beamteter

Postmeister und NSDAP-Mitglied nicht mehr wahrnehmen. Seinen Untergebenen bei der Post hatte er die Mitgliedschaft in den katholischen Vereinen untersagt und sogar deshalb Versetzungen angeregt. So gab es also auch einen politisch Verblendeten in der Führungsriege der Brügger katholischen Gemeinde, der 1932 noch die Patenschaft für eine der vier Glocken übernommen hatte, als sie geweiht wurden. Sein Nachfolger als Kassierer wurde Fritz Wietis, Zugführer bei der Eisenbahn, der die ehrenamtliche Arbeit mustergültig ausübte.

Pfarrvikar Witthaut geriet immer wieder in unvorhergesehene Konfliktsituationen, wenn er Familienbesuche unternahm. Vor allem bei Verseh- und Krankenbesuchen machte ihm die Diasporasituation zu schaffen. Katholiken anzutreffen, die in nur standesamtlich geschlossenen oder evangelisch getrauten Ehen lebten, rührte an den Kern seiner Berufsauffassung und seines persönlichen Glaubens. Beim Bischof musste er oft Dispens einholen, wenn es um die Beerdigung nicht kirchlich getrauter Katholiken ging, die nicht immer er-



Abb. 5. Die in den Jahren 1925/26 errichtete St. Pauluskirche mit Pfarrhaus und Pfarrsaal, 1930



Abb. 6. Vikar Witthaut mit Mitgliedern des Jungfrauenvereins, 1935

teilt wurde. Umso schlimmer gestaltete sich dann das Zusammenleben mit den Hinterbliebenen. Zu seiner Zeit gab es den Begriff der „konfessionsverbindenden Ehe“ nicht. Wenn ein Teil evangelisch und der andere katholisch war, handelte es sich schlicht und einfach um eine Mischehe. Durch die notwendige Aufgabe heimatlicher Geborgenheit fielen manche der ohnehin nicht fest im Glauben verankerten Menschen von ihrem angestammten Glauben ab und konvertierten. Das führte zu der Aussage des damaligen evangelischen Pfarrers Karl Geffken: „Die Katholiken werfen uns ihre abgefallenen Früchte zu.“³

Zu den inneren Feinden, wie Witthaut sie bezeichnete, zählte er die ideologisch links wie rechts geprägten Gesellschaftsveränderer und jene, die mit Gewalt die demokratischen Verhältnisse der Weimarer Republik bekämpften. Die aus dem Kulturkampf (1871 - 1887) hervorgegangene Zentrumspartei war bis zur Auflösung 1933 die beständigste Volkspartei in der Regierung gewesen. In Koalition mit den Sozialisten (SPD) und der liberalen Deutschen Demokratischen Partei (DDP) wurden im Parlament die heute noch gültigen Grundlagen der deutschen Sozialgesetzgebung geschaffen. Innere Feinde waren auch die seit der Aufklärung vor allem gegen die katholische Kirche polemisierenden Vereinigungen der Freidenker, Kommunisten, Marxisten und Leninisten. Nach Lenin und seinen Anhängern gehörte die Religion bekanntlich als „das Opium des Volkes“ gebrandmarkt. Zu vernachlässigen war dabei, ob diese These Ludwig Feuerbach zuzueignen, bei Karl Marx abgeschrieben oder sinngemäß bei Heinrich Heine entliehen war.

Die absurde Anschuldigung – „Wegen Verteilung von Geschenken an polnische Arbeiter gibt Pfarrer Neunzig aus Halver Anlass zu Mißstimmungen in der Bevölkerung.“ - führte im August 1941 zur Verhaftung des Nachbarggeistlichen. Im Oktober 1941 kam er in das Konzentrationslager Dachau. Obwohl dieser Vorgang Josef Witthaut und den Geistlichen der Umgegend

zu denken gegeben hatte, galt für ihn der Grundsatz: „Tue recht und scheue niemand.“ Beunruhigend für den Geistlichen wurde es, als sich die Gestapo auch für ihn interessierte. So naiv waren er und seine Mitbrüder nicht, keine Schlüsse daraus zu ziehen, als am letzten Juli-Sonntag 1935 von den Nazis ermunterte Jugendliche an die Kirchenmauern ein Hakenkreuz und den Spruch mit weißer Farbe aufbrachten: „Devisenschieber sind wir alle!“ Die Parole nahm Bezug auf etwa 40 Verfahren, die gegen katholische Priester und Ordensleute geführt wurden, die z. B. im Ausland lebende Missionare finanziell unterstützt hatten, was als Verstoß gegen die komplizierten deutschen Devisenbestimmungen galt und nun zu einer übertriebenen antikirchlichen Propaganda genutzt wurde.⁴ Auf polizeiliche Anweisung mussten die Maler ihre Schmiererei wieder wegschrubben.⁵

Die Geheime Staatspolizei (Gestapo) ließ ihre Opfer in der Regel über die vorliegenden Anschuldigungen im Unklaren. Das war Methode. Dreimal wurde Pfarrvikar Witthaut vorgeladen. Die erste Vernehmung erfolgte am 27. Februar 1936 im Amtsgericht Lüdenscheid. Es lag eine Anschuldigung wegen der Verlesung eines Hirtenbriefes vor. Da aber alle Anklagepunkte dem Hirtenbrief selbst innewohnten, blieb diese Aktion ohne direkte Folgen für Witthaut. Aber: Einmal aktenkundig - immer aktenkundig.

Bischöfliche Hirtenbriefe, die in den Kirchen zu verlesen waren, gab es in den Jahren nach 1933 immer wieder. „Pacta sunt servanda“ - Verträge sind einzuhalten! Im Juli 1933 hatten die Nazis zwar mit dem Vatikan das Reichskonkordat unterzeichnet, aber im Grunde war es für sie nicht viel mehr als ein Stück Papier. Die Bischöfe hatten die Pflicht, die Katholiken in Deutschland über die Missachtung der vertraglichen Zusicherungen aufzuklären.

Die zweite Vorladung erfolgte im Frühjahr 1942 zum Büro der Gestapo in der Friedrichstraße 3 in Lüden-

scheid. Einige Tage vorher war von zwei Gestapo-Beamten in der Vikarie an der St. Pauluskirche eine Hausdurchsuchung nach einem gewissen „Möldersbrief“ durchgeführt worden. Die beiden Staatspolizisten beschrieb Witthaut so: „Es waren smarte, mit blitzsauberen, schwarzen, glänzenden Lederstiefeln und in Breecheshosen uniformierte junge, höfliche und mit gebildeter Ausdrucksweise auftretende Männer.“ Damals wurde kolportiert, Werner Mölders, einer der bekanntesten Jagdflieger seiner Zeit, sei trotz seiner Luftkriegserfolge wegen angeblicher Meinungsverschiedenheiten mit den Nazis bei der Führung in Ungnade gefallen. Dieser Brief war aber eine Fälschung der englischen Propaganda. Er kreiste – für die Inhaber gefährlich genug – wie auch die Hirtenbriefe des Münsteraner Bischofs Graf von Galen in vielen katholischen Familien. Zweifellos war der „Möldersbrief“ eins der erfolgreichsten Schriftprodukte während des Krieges. An seine Echtheit wurde in Deutschland noch lange nach dem Kriege geglaubt, bis der englische Journalist Sef-ton Delmer in seiner Autobiographie „Die Deutschen und ich“ das Geheimnis 1962 lüftete.⁶

Auch das war ein besonderes Zeichen der Beliebtheit Witthauts! Es gab kaum einen Mann in der Gemeinde, der sich nicht persönlich von seinem Pfarrer verabschiedete, wenn er zum Reichsarbeitsdienst oder zur Wehrmacht eingezogen wurde. Mit den meisten seiner im Krieg überlebenden Pfarrkinder an der Front pflegte er bis zu seiner Verhaftung eine lebhaftere Korrespondenz. Die gesamten Feldpostbriefe dieser Soldaten, meistens in sauberer Sütterlinschrift geschrieben, waren beschlagnahmt worden. Bei der Vernehmung im Lüdenscheider Gestapohaus wurde die Mappe mit diesen Briefen zurückgegeben, da eine „illegale Korrespondenz“ mit Militärangehörigen nicht nachgewiesen werden konnte, wie es im Jargon hieß. Nicht einmal gelesen hatten sie die Briefe. - Es war den Soldaten streng verboten, in Briefen oder Postkarten etwas über ihre Einsätze oder über ihre derzeitigen Aufenthaltsorte verlauten zu lassen. Jedoch: Ein Brief kam aus Ostrolenka (Bezirk Warschau), ein anderer vom Fliegerhorst Achmer, Post aus Smolensk war dabei, Polen, Russland, Frankreich, Holland, die Nordländer, quer durch alle Länder, die einmal Großdeutschland werden sollten. Aus einem Lazarett schreibt Fritz Dommies: „... Hier im Lazarett läßt es sich aushalten. Das Essen ist ganz gut und die Schwestern, es sind katholische, machen sich die größte Mühe... Meine Beförderung zum Gefreiten war schon im April, bedanke mich für Ihren Glückwunsch... Dann möchte ich langsam zum Befreiten gemacht werden und wieder in die Heimat gehen dürfen; denn ich habe es auch am eigenen Körper erfahren, was Elternhaus und Heimat bedeutet, denn es war mir immer ein Trost in den bösen Stunden, wenn man dem Tod ins Auge schaut, wenn Post kam und

3) Mündliche Überlieferung.

4) www.erzbistum-koeln.de/erzbistum/institutionen/historischesarchiv/archivschatze3/propaganda.

5) Katholische St. Paulus-Gemeinde zu Brügge (Hg.): Mitten in der Welt, 75 Jahre St. Paulus Brügge, 2001, S. 119.

6) <http://www.infobitte.de/Möldersbrief>.

meine liebe Mutter schrieb: „Ich bete für Dich, mein Junge, und vergiß das Bettchen nicht.“ Ich habe es in Rußland wieder gelernt, wo ich in jugendlichem Leichtsinne gedacht habe, das ginge auch ohne dem. Der Rußlandfeldzug hat uns älter und vernünftiger gemacht und heute bin ich der Meinung, es hat doch geholfen; denn ich habe verschiedene Male ungemein Schwein gehabt, wo es andere erwischte und ich bin mit dem Schreck davon gekommen. Trotzdem, Herr Vikar, bin ich kein Frömmeler geworden, aber das verspreche ich Ihnen, wenn ich Gelegenheit habe, gehe ich zum Gottesdienst und zum Gebet wende ich mich, wenn andere zur Nervenberuhigung eine Zigarette rauchen, und Rußland werde ich nie vergessen. Es stirbt sich verdammt schnell, schneller als man lebt...“⁷



Abb. 7. Nazi-Schmiererei an der Kirchenmauer von St. Paulus, 1935

Den meisten dieser Schreibern wäre „Wehrkraftzersetzung“, Hochverrat also, bescheinigt worden, hätten die Büttel sie gelesen. Aber darum ging es ihnen gar nicht. Es genügte ihnen, Unsicherheit, Angst und Schrecken zu verbreiten.

Gleichzeitig wurde der Vikar aber wegen einer zweiten Anschuldigung zu Protokoll vernommen. Es ging um die Bestattung eines ukrainischen Arbeiters aus dem „Russenlager“ in Oberbrügge auf dem katholischen Friedhof in Brügge. Der Vikar konnte sich rechtfertigen, da er von der für Brügge zuständigen Ortspolizeibehörde Halver aufgefordert worden war, den Toten zu beerdigen. Zuvor habe er sich ordnungsmäßig über die Zugehörigkeit zur römisch-katholischen Kirche, sowohl im Lager als auch bei dem Arbeitgeber, der Firma Löwen in Oberbrügge, erkundigt. Er vermutete, dass dieses Verfahren von Vertretern der Brügger NSDAP-Ortsgruppenleitung in die Wege geleitet worden war. 1944 bestätigte sich seine Annahme, dass die Gestapoverhöre in der „Möldersbrief“-Sache und wegen der Beerdigung auf die Anzeigen des Brügger Ortsgruppenleiters Walter Lynker zurückgingen. Wittthaut wörtlich: „... der nicht eher ruhte, als bis er den katholischen Ortsgeistlichen von Brügge entfernt hatte. Zu dieser Großtat, wie er sie selbst genannt hatte, bot ihm die Gestapo gern ihren machtvollen Arm.“

Auszug einer persönlichen Aufzeichnung Wittthauts: „Selbstmordfall eines polnischen Zwangsarbeiters. Als ich während der Firmungsfahrt des Weihbischofs Baumann nachmittags in Halver aushalf, kam ein Telefonanruf aus einem Oberbrügger Arbeitslager, es habe sich ein polnischer Jungmann dort erhängt. Er müsse in Brügge beerdigt werden. Ich verlangte einen polizeilichen Auftrag, da ich die Gefährlichkeit angesichts der skandalösen Behandlung der Polen und Ukrainer, die täglich frühmorgens auch im Winter mit Holzpantinen oder kümmerlichen Schuhwerk unter Bewachung am Pfarrhause vorüber in die Fabriken geführt wurden, erkannte. Prompt kam nach einiger Zeit die polizeiliche Aufforderung, den katholischen Toten auf dem Friedhof zu beerdigen. Zum Glück setzte ich die Beer-

digung auf 8 Uhr abends an. Der Tote wurde dann mit Begleitung des gesamten Arbeitslagers durch den Ort zum Friedhof gefahren. Der Ortsgruppenleiter sieht im Gasthaus den Zug...-„Was? Will der Pfaffe dieses Arbeitsvieh bei Deutschen beerdigen, das wird ihm schwer zu stehen kommen!“ Am folgenden Tag erhielt ich wiederum eine Vorladung zur Gestapo nach Dtmld-Hörde. Die Todesursache war für den Jungmann ein Kanten Brot, durch den zwei ausgehungerte Jungmänner in Streit geraten, der eine in die Dunkelkammer gesperrt wurde. Nach einer Stunde hatte er sich am Hosenträger erhängt. So sah ich ihn, der um die erkalteten Hände seinen Rosenkranz geschlungen, seinem Elend ein Ende bereitet hatte. P.s.: Wie mir der Friedhofswärter des Waldfriedhofs in Lüdenscheid berichtete, wurden dort die toten Russen und Zwangsarbeiter in Säcken gehüllt aneinandergereiht bestattet.“⁸

Protokollnotiz Pfarrer Witthauts: „Beim Firmungsbesuche 1942 erklärte der hochwürdigste Weihbischof Baumann, Brügge könne eine der ersten Gemeinden sein, die zu selbständigen Pfarreien erhoben würden, wenn unser Pfarrfonds groß genug sei, um das Pfarrgehalt zu garantieren. Auf ein Gesuch hin erklärte sich der Bonifatiusverein bereit, uns zu helfen und überwie die Gemeinde anfangs April 1943 ein Fondskapital von 15.800,- RM. Daraufhin unterbreitete der Kirchenvorstand dem Hochwürdigsten Herrn Erzbischof die Bitte, die Kirche zu Brügge zur Pfarrkirche und die Pfarrvikariatsstelle zum Pfarrbenefizium zu erheben. Dieser Bitte entsprach der Erzbischof. Durch Errichtungsurkunde vom 28. 5. 43 wurde Brügge zur selbständigen Pfarrei und die St. Pauluskirche zur Pfarrkirche mit Pfarrbenefizium erhoben (s. U Nr.9). Die Freude in der Gemeinde war groß. Nun galt es, den denkwürdigen Tag der Pfarrerhebung und der Einführung des zum Pfarrer ernannten Vikars (institutio corporalis gem. can. 1443) durch den Herrn Dechanten würdig zu gestalten. Als Festtag wurde der 4. Juli, die äußere Festfeier unsers Kirchenpatrons, des hl. Paulus, festgelegt. Die Vereinsgruppen gingen eifrig ans Werk. Besonders gab sich die Lehrerin Fr. König die größ-

te Mühe, um alles gut vorzubereiten. Die Kirche war aufs schönste geschmückt. Die Frühmesse mußte, da in der Nacht wiederholt Luftalarm war, als 2. Messe um 1 Uhr mittags gehalten werden. So begann der Tag mit dem feierlichen Levitenamte, das der neuernannte Pfarrer mit Herrn Dechant Düser als presbyter assistent und den Leviten Wehrmachtsoberpfr. Gunkel und Vik. Korte aus Meinerzhagen zelebrierte. Die Festpredigt hielt Wehrm. Pfr. Gunkel als früherer Seelsorger von Brügge. Um 5 Uhr nachmittags war dann die Einführungsfeier durch den Herrn Dechanten mit Ansprache, dann Dankandacht und Te Deum. Anschließend hatte die Gemeinde eine schöne Saalfeier im Jugendheim mit Ansprachen des evgl. Pfarrers Ebing und des früheren Pfarrvikars Gunkel gestaltet. Zu der Nachmittagsfeier waren auch die Nachbargemeinden von Lüdenscheid, Meinerzhagen, Halver und Rummenohl erschienen. Ein gemütliches Beisammensein, im Pfarrhause ließ den Tag aufs Beste ausklingen. So konnte, mitten im Kriege trotz äußerer und innerer Feinde, wie einer unserer Feldgrauen zu dem denkwürdigen Ereignisse schrieb, die junge Gemeinde zur selbständigen Pfarrei erhoben werden.“⁹

Ein weiterer Anlass zu Verhör und Inhaftierung fand sich, als Anfang März 1944 Frau R. Wurth die Nachricht erhielt, dass ihr Mann, der als NSDAP-Zellenleiter 1939 aus der Kirche ausgetreten war, am 19. Dezember 1943 nach einer schweren Minenverletzung als Eisenbahn-Lokführer in Polen gestorben sei. In der Woche nach Ankunft der Todesnachricht war in Brügge das katastrophale Gerücht verbreitet worden, Pfarrer Witthaut habe der Witwe des Gefallenen gesagt, der Tod des Mannes sei eine gerechte Strafe des Herrgotts. Wer den Pfarrer von Person her kannte, wusste, dass dieser Mann zu einer solch lieblosen Reaktion schon von seiner sensiblen, rücksichtsvollen Natur aus gar nicht fähig gewesen wäre. Eher hätte er selbst mit der Witwe gemeinsam vor lauter Weh und Mitleid Tränen vergossen, als solch einen herzlosen Vorwurf anzubringen. In einem mir vorliegenden persönlichen Bericht führt Pfarrer Witthaut aus:

7) Im Besitz des Verfassers. Die Nachlassverwalterin der Familie Witthaut hat die Dokumente dem Verfasser überlassen.

8) Im Besitz des Verfassers.

9) Chronik St. Paulus, S 67/68. Ich erinnere mich gut an die rhetorisch exzellente Ansprache Pfarrer Ernst Ebings, die die beste von allen an diesem Nachmittag war und die mich knapp Dreizehnjährigen nachhaltig beeindruckt hat.



Abb. 8. Prozession in Brügge, 1937

„Eines Tages berichteten die Kommunionkinder, daß die Geschwister W. nicht mehr kommen sollten. Ihr Vater sei gefallen. Am folgenden Tage besuchte ich die Familie, wie ich es bei Gefallenen-Meldungen immer tat. Die Unterhaltung mit Frau W. bekam eine gewisse Schärfe, da sie behauptete, es gebe keine Gerechtigkeit Gottes, da ihr Mann schwerverletzt in Warschau im Lazarett eingeliefert sei. Dort ist der SA-Mann nach 4 - 5 Wochen gestorben. Ich beruhigte die Frau, da ja doch Hoffnung bestünde, daß er durchkäme. Beim Abschiede war sie offenbar getröstet, sie begleitete mich zur Haustür und versprach, auch die Kinder wieder zum Unterricht zu schicken. Nun begann das Komplott- und Intrigenspiel der Partei gegen mich. Von der Kreisleitung zur polizeilichen Vernehmung vorgeladen, stellte ich fest, daß dort auch Anzeigen gegen mich vorlagen wegen der Beerdigung

des Polen, wegen Verlesung von Hirtenschreiben vom 27. 2. 1936 und vom 2. Ostertage 1937. Nach meiner Rechtfertigung wurde ich entlassen; mit der Bemerkung: ‚Die Brügger Schwierigkeiten scheinen an der Unzulänglichkeit der Brügger Parteistelle zu liegen.‘ Ich glaubte, die Sache sei damit erledigt. Doch wurde ich zwei Tage später anders belehrt, als ich eine Vorladung der Gestapostelle Dtmd-Hörde erhielt. Nach längerem Verhör machte ich den Kommissar Daniels darauf aufmerksam, daß ich abends die Fastenpredigt in Lüdenscheid zu halten hätte. Sofort verband er mich mit meiner Schwester zur telefonischen Durchsage, daß ich mit 99%-Gewißheit zeitig dort sein würde. Nach dem Telefongespräch stand ein junger SS-Offizier hinter mir, blies mir den Dampf seiner Zigarette ins Gesicht und erklärte: Sie müssen mal Zeit zum Nachdenken haben! - Als ich mir dies verbat mit

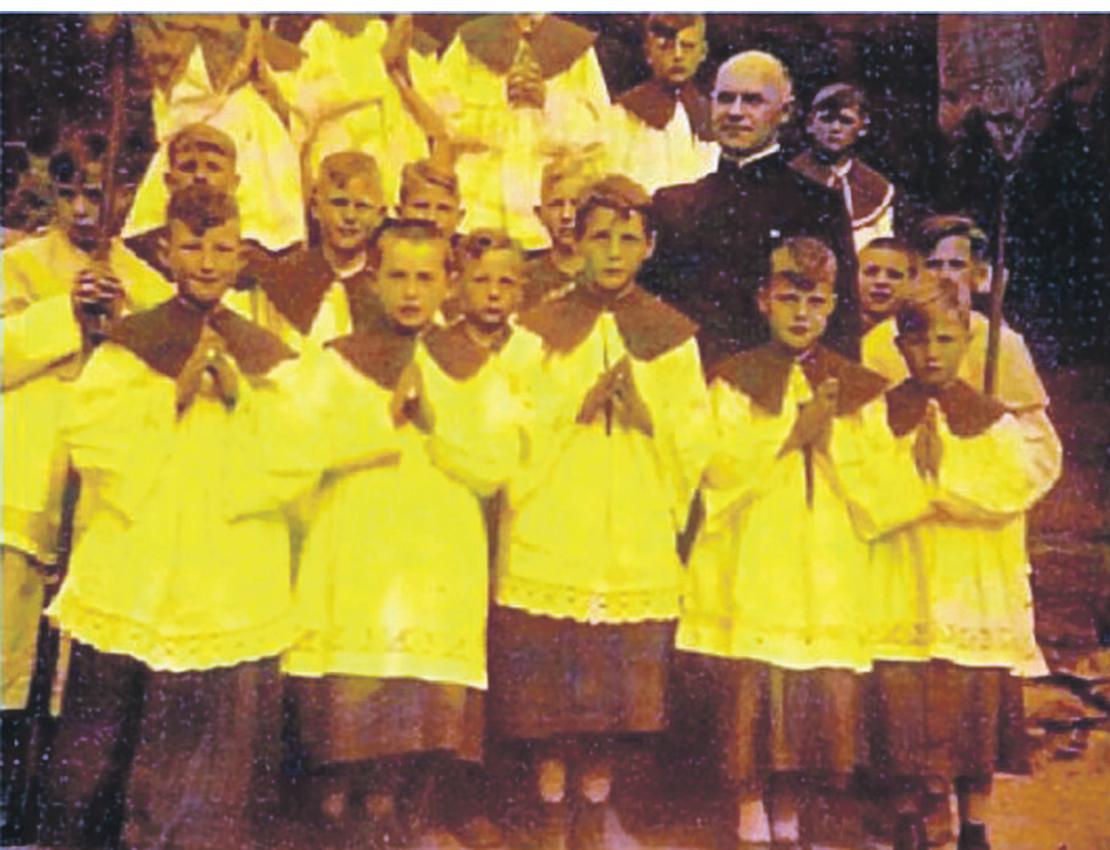


Abb.9. Vikar Withhaut mit seinen Ministranten, 1939

der Bemerkung, ich hätte im 1. Weltkriege als Kampfnieführer auch meine Pflicht getan, winkte er ab und ließ mich in die Gefängniszelle abführen. Mit diesen Worten war mein Urteil gesprochen. Am nächsten Tage wurde ich ins Gefängnis nach Hamm überführt mit der für mich bitteren Erkenntnis, daß im Nazireich es kein objektives Recht mehr gäbe. Mir wurde mein weiterer Weg klar, als mein Vetter, Rechtsanwalt Rustige, Hagen, mir durch meine Angehörigen sagen ließ, daß nach seinen Recherchen die Stapo meine Sache in eigener Zuständigkeit erledigen, d. h., es zu keinem ordentlichen Strafverfahren kommen würde. Auch alle weiteren Versuche meiner Angehörigen - auch auf Veranlassung des Erzbischofs die Reise des Generalvikars Rintelen nach Berlin - ein gerichtliches Verfahren zu erreichen, blieben ergebnislos. Nach 4 Wochen sogen. „Schutzhaft“ (vor wem zu schützen!?) wurde ich dann mit Geleitschreiben der Gestapo nach Dachau überführt, wo ich unter der Häftlingsnummer 91062 bis zur Entlassung am 11. 4. 45 eingesperrt blieb. - Es geleitete mich nach dort das Urteil: Verhaftet, weil er gelegentlich eines Hausbesuches einer Kriegerwitwe, die aus der Kirche ausgetreten war, gesagt hat, der Heldentod des Mannes sei eine gerechte Strafe des Herrgotts. Obwohl ich bei einer letzten Vernehmung in Hamm deutlich darauf hingewiesen hatte, daß der Heldentod erst 4 Wochen nach meiner Inhaftierung gemeldet sei und ich bei meinem Hausbesuche absolut unter dem Schutze des Konkordates gehandelt hätte. Dort sei ausdrücklich jegliche seelsorgliche und unterrichtliche Tätigkeit unter den besonderen Schutz des Staates gestellt. Es sei un wahr, daß die Frau W. aus der Kirche ausgetreten sei. Zu den Anschuldigungen lege ich beigefügte zwei Schreiben der Frau W. bei, die ich nach meiner Heimkehr auf meinem Schreibtische vorfand, worin sie ausdrücklich erklärt, sie sei durch die Partei zu ihren Aussagen gegen mich ‚ausgenutzt‘ worden. Schon lange hätte diese nach einer Handhabe gesucht, um gegen mich vorgehen zu können.“¹⁰

Am 16. März 1944 fuhr Inspektor Daniels von der Gestapo Hörde vor dem Pfarrhaus vor und überbrachte die Vorladung zu dem Verhör in Dortmund für den folgenden Tag. Der Pfarrer fuhr zu dem Termin, sich keiner Schuld bewusst und nicht ahnend, dass er von dieser Fahrt nicht wieder zurückkommen werde. Es lag eine Anklageschrift von Frau Wurth gegen ihn vor. Eingereicht hatte sie der Brügger Ortsgruppenleiter Lynker. Es hieß, Witthaut habe bei seinem Besuch der Frau am 17. Februar den Heldentod ihres Mannes als eine gerechte Strafe des Herrgotts bezeichnet und ihr unberechtigte Vorwürfe gemacht, weil sie in letzter Zeit ihr Kind nicht mehr zum Religionsunterricht geschickt habe. Die Anklage übersah absichtlich, dass des Pfarrers Besuch in der Familie drei Wochen vor Erhalt der Todesnachricht stattgefunden hatte. Es kam nicht zur Anklage vor einem ordentlichen Gericht. So konnte er sich zumindest bei der Stapo plausibel verteidigen, zu diesem Zeitpunkt den Tod des Mannes eine Strafe Gottes genannt zu haben. Im Gegenteil habe er die Frau und Mutter zu trösten und in der Hoffnung zu stärken gesucht, dass trotz der Verwundetenmeldung ihr Mann „vielleicht morgen schon aus dem Lazarette schreiben könne“. Bei der Unterredung waren nur noch der achtjährige Sohn und die sechsjährige Tochter zugegen gewesen. Er habe bei der Unterhaltung, als Frau Wurth aufgrund einer Behinderung ihres Sohnes geklagt habe, es gebe keinen gerechten Gott, nur diese Anschuldigung mit den Worten zurückgewiesen: „Frau Wurth, fordern Sie mit solchen Reden den Herrgott nicht heraus.“ Frau Wurth hätte ihm gesagt, sie könne nicht mehr beten und an einen gerechten Gott glauben, seitdem er ihr nach einer ordentlichen Jugend das Kreuz mit dem behinderten Jungen geschickt

10) Im Besitz des Verfassers.

Abtrünnig, während andere schlechtere Menschen gesunde Kinder hätten. Der Erklärung des Geistlichen wurde kein Glauben geschenkt, obwohl er seine Aussagen eidlich bekräftigen wollte.

Abschrift der Eingabe an die Geheime Staatspolizei-stelle Dortmund am 1. April 1944:

„Betr.: Az B Nr. IV 4 a: Die Klägerin Frau R. W., Brügge, erklärte bei ihrer Vernehmung am 30. 3. 44, daß sie ursprünglich die Anzeige nicht beabsichtigt hätte, sondern durch einen mir unbekanntem PG Möller zu der Anzeige veranlaßt worden sei. Da in Brügge schon einige Tage vor meiner Verhaftung das Gerücht ausgestreut wurde, ich hätte den Heldentod des Herrn W. als „eine gerechte Strafe des Herrgotts“ bezeichnet, so erscheint mir auch im Interesse der Frau W. die Klärung dieser Frage sehr wichtig. Es ist nämlich in Brügge allgemein bekannt, daß ich Frau W. schon 2 Wochen vor Empfang der Todesnachricht zuletzt gesprochen und seitdem nicht mehr besucht habe. Wegen starker Kopfschmerzen und nach schlafloser Nacht war ich bei der Gegenüberstellung am Donnerstag zur Klärung dieser Frage nicht in der Lage. Meine Mahnung und mein Hinweis auf den Herrgott waren lediglich durch die mir unchristlich scheinenden Worte über Gottes Gerechtigkeit herausgedröhrt. Sie galten einer Pfarrangehörigen, die durch Zahlung der halben Kirchensteuer die Pfarrmitgliedschaft unter Beweis stellte und ihr Kind zum pfarramtlichen Religionsunterricht schickte bzw. von demselben nicht abmeldete. Mein gutgemeinter Seelsorgsbesuch genoß also absolut den Schutz des Konkordates, durch das jegliche seelsorgliche und unterrichtliche Tätigkeit unter den besonderer Schutz des Staates gestellt ist. Ich bitte das bei der Bemessung der Schutzhaftzeit zu berücksichtigen und weise nochmals auf das abschließende Urteil des Kreisleiters bei meiner Vernehmung am 6. 3. in Lüdenscheid hin. Es lautete: „Die Weitergabe der Anzeige scheint auch an der Unzulänglichkeit der Brügger Parteistelle zu liegen.“

gez. Witthaut, Pfarrer“

Dem zum Kriegsende in Brügge den Pfarrer vertretenden geistlichen Studienrat Thöne erklärte Frau Wurth Anfang Mai 1945, als Brügge schon von den Amerikanern besetzt war, zu Protokoll: „Was gäbe ich nicht darum, diese böse Sache mit Pfarrer Witthaut ungeschehen zu machen.“ Unerträglich schwer lastete es auf ihr. Heute sehe sie ein, dass sie von der Partei benutzt worden sei. Sie habe dort ausdrücklich gebeten, die Sache nicht anzuzeigen. Man habe es doch getan. Nach seiner Rückkehr hat sich Pfarrer Witthaut seiner priesterlichen Berufung und seiner seelsorglichen Aufgabe nicht entzogen. Eine Aussprache mit Frau Wurth hat stattgefunden. Im Jahr 1946 heiratete die Witwe noch einmal und Pfarrer Witthaut traute das Paar. Die Familie verließ später Brügge und Umgebung.

Der angeklagte Pfarrer kam am 17. März abends in eine Zelle des Gestapo-Gefängnisses in Dortmund-Hörde in „Schutzhaft“, um am nächsten Tag in das Polizeigefängnis in Hamm gebracht zu werden. Hier wurden die Gefangenen für die endgültigen Abtransporte gesammelt. „Schutzhaft“ war die formaljuristische Grundlage, die der Gestapo Tor und Tür zur Willkür öffnete, frei von jeder rechtsstaatlichen Verpflichtung, das auch wiederholt von der Erzbischöflichen Behörde beantragt wurde, hat nie stattgefunden. Erst recht halfen die Interventionen des Brügger Kirchenvorstandes nicht. Im Gegenteil, Alfred Rose als Sprecher des Kirchenvorstandes und die Lehrerin Josefa König mussten um ihre eigene Sicherheit fürchten, als sie sich für den verhafteten Pfarrer einsetzten und ihn

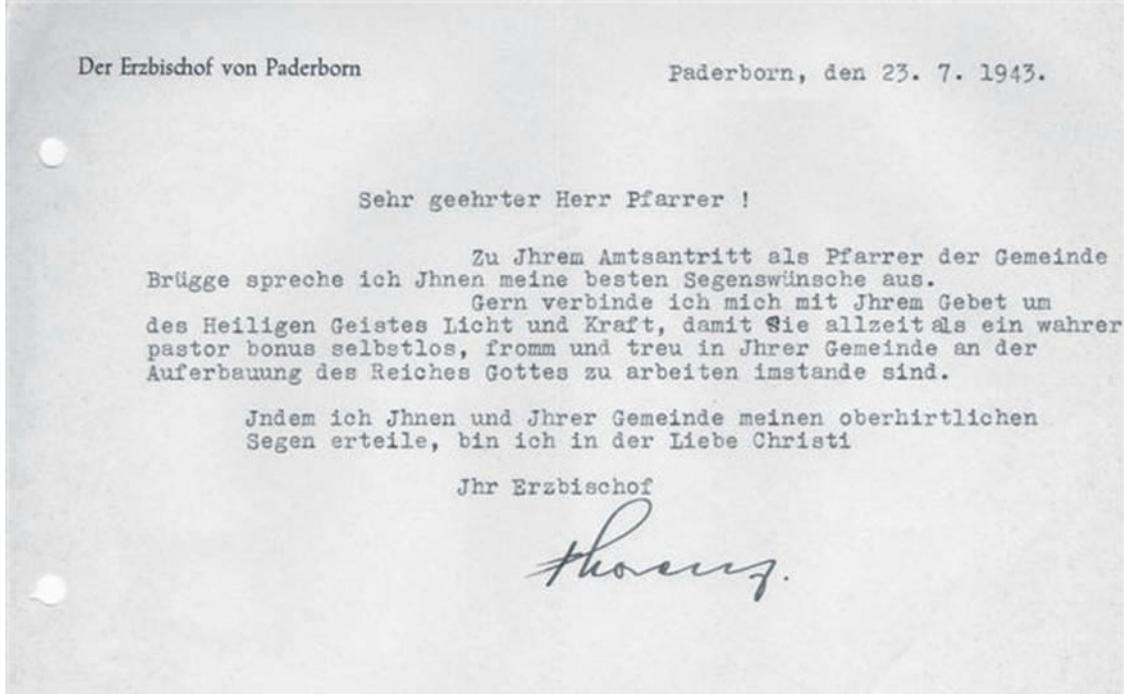


Abb. 10. Gratulation des Paderborner Erzbischofs vom 23. Juli 1943 zu Witthauts Berufung als Pfarrer

in Hamm besuchten. Ortsgruppenleiter Lynker hatte Rose gesagt, als der sich um eine Ausbildungsstelle für seinen Sohn erkundigte: „Sie sind der Experte ihres Pastors. Sie konspirieren mit einem Staatsfeinde und treiben katholische Aktion. Juden und Romhörige haben den Krieg verschuldet. Solange ich mitrede, wird Ihr Sohn Wolfgang nicht bei der Reichsbahn ankommen.“ So war es dann auch.

Der Lehrerin Josefa König verschaffte er eine Strafe von 100 RM, weil sie nach Aussage des Stapo-Inspektors Söchting dem sich in Schutzhaft befindenden Pfarrer noch zustehende Raucherkarten ausgehändigt hatte.

Während der Hammer Gefängnishaft lernte Witthaut den ebenfalls inhaftierten portugiesischen Konsul Dr. Wilhelm Schmidhuber kennen, ein schillernder, nicht unumstrittener Mann, der als Major in der Gruppe Oster, Dohnanyi, Bonhoeffer zum Widerstand gegen Hitler gehörte. Er wurde am 31. Oktober 1942

in Bozen festgenommen, im Februar 1944 wegen Devisenvergehens zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt und überlebte den Krieg.¹¹ Mit Pfarrer Witthaut hatte der spätere Mitbegründer der Bayernpartei, der den deutschen Nationalstaat aufzulösen gewillt war,¹² allerdings einen im guten Sinne patriotischen Deutschen als Gegenpart, der keineswegs die Nazi-These eines großdeutschen Reiches vertrat, der aber sehr wohl in Deutschland in den Grenzen der Weimarer Republik sein Vaterland sah. So blieb er in Haft und wurde am 31. Juli 1944 in das Konzentrationslager Dachau abtransportiert, wo er gefesselt im Gefangenschub am 7. August eingeliefert wurde.

In dem Begleitschreiben hieß es unter anderem: „Er gefährdet nach den Ergebnissen der staatspolizeilichen Feststellungen durch sein Verhalten den Bestand und die Sicherheit des Volkes und des Staates, indem er die schwere Verwundung eines später(!) an den Folgen

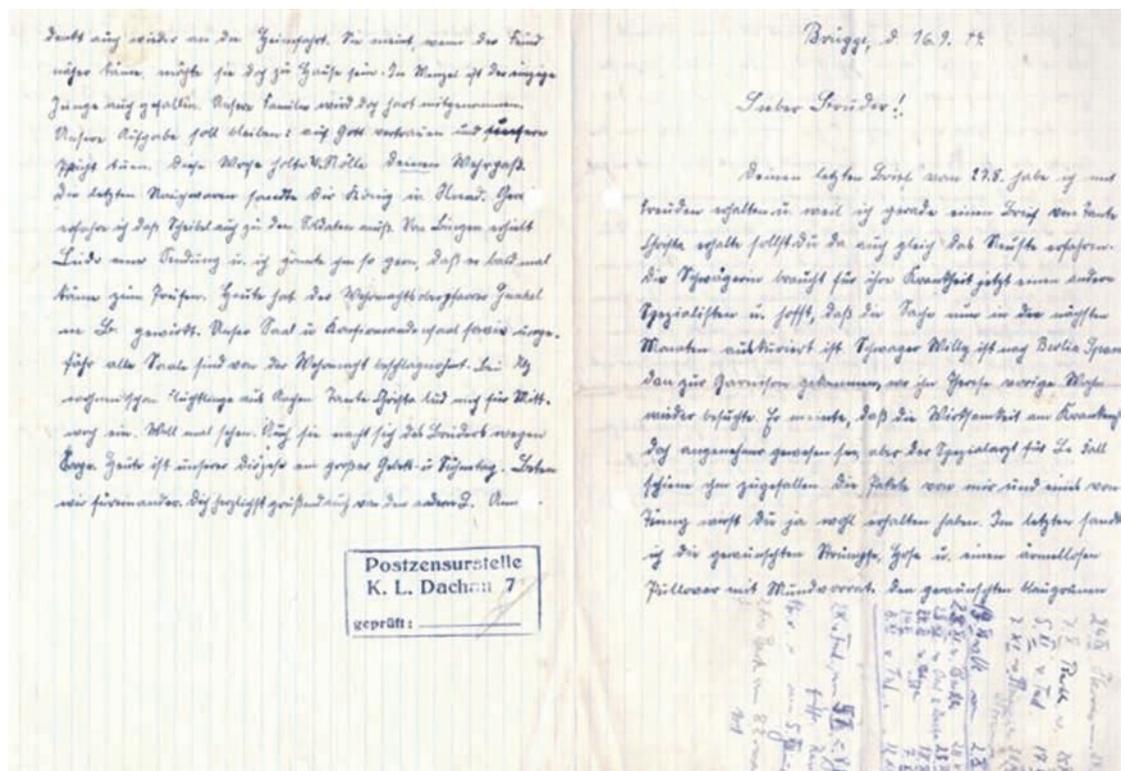


Abb. 11. Brief von Anna Witthaut vom 16. September 1944 an ihren Bruder im KZ Dachau

11) Oldenbourg Wissenschaftsverlag 1991: Elisabeth Chowaniec - Der „Fall Dohnanyi“ 1943 – 1945.

12) Archiv – Brief von Dr. W. Schmidhuber.

Abschrift

Konzentrationslager Dachau

Am 11. April 1945

Kommandantur

Erlassungsschein

Der Schutzhaftgefangene Witthaut, Joseph, kath. Geistlicher

geb. 6. II. 98 in Barkhausen, Kr. Birma (Westf.)

war bis zum heutigen Tage in Konzentrationslager Dachau verwahrt.

Lauf Verfügung des RSHA, Berlin vom 24.3.45 - IV A 4a - 80/45 wurde die Schutzhaft aufgehoben. Er wurde angewiesen, sich sofort bei der Ortspolizeibehörde seines Wohnortes zu melden

L.S.

Lagerkommandant:
Gy. Katten
SS-Obersturmbannführer.

Abb. 12. Abschrift des Entlassungsscheins vom 11. April 1945

hieran verstorbenen Soldaten (Lokführer) zum Anlaß nahm, um dessen Frau aufzusuchen und ihr gegenüber die Verwundung [das war die neue Variante zum ursprünglichen Anklagepunkt „Heldentod“] ihres Mannes als eine Strafe Gottes zu bezeichnen, ihr darüber hinaus noch Vorwürfe machte, daß sie ihr Kind vom Religionsunterricht fernhalte. Witthaut hat nicht nur seine Befugnisse als Seelsorger in gewissenloser Weise überschritten, sondern er trägt auch erhebliche Unruhe in die Bevölkerung. gez. Kaltenbrunner.¹³ Eine Formel, die die meisten Geistlichen in ähnlicher Weise nach Dachau begleitete. Der Österreicher Ernst Kaltenbrunner, promovierter Jurist, war Chef über 50

000 Gestapo-Angestellte, der Kriminalpolizei und des von Himmler gegründeten SD's (Sicherheitsdienstes). In seinem Auftrag wurden die in Schutzhaft festgenommenen Personen in die KZ's überführt. In den geheimen Lageberichten des Sicherheitsdienstes der SS 1938 - 1945, hier SD-Berichte zu Inlandsfragen, heißt es: „Die Stapoestelle Dortmund nahm den katholischen Pfarrer Josef Witthaut aus Brügge (geb. am 6. 11. 1898 in Barkhausen) in Haft, weil er gelegentlich eines Hausbesuches zu einer Kriegerwitwe, die aus der Kirche ausgetreten war, gesagt hatte: „Sie sind die Räuberin der Seele Ihrer Kinder. Sie sind mir ein theologisches Rätsel. Fordern Sie den Herrgott nicht

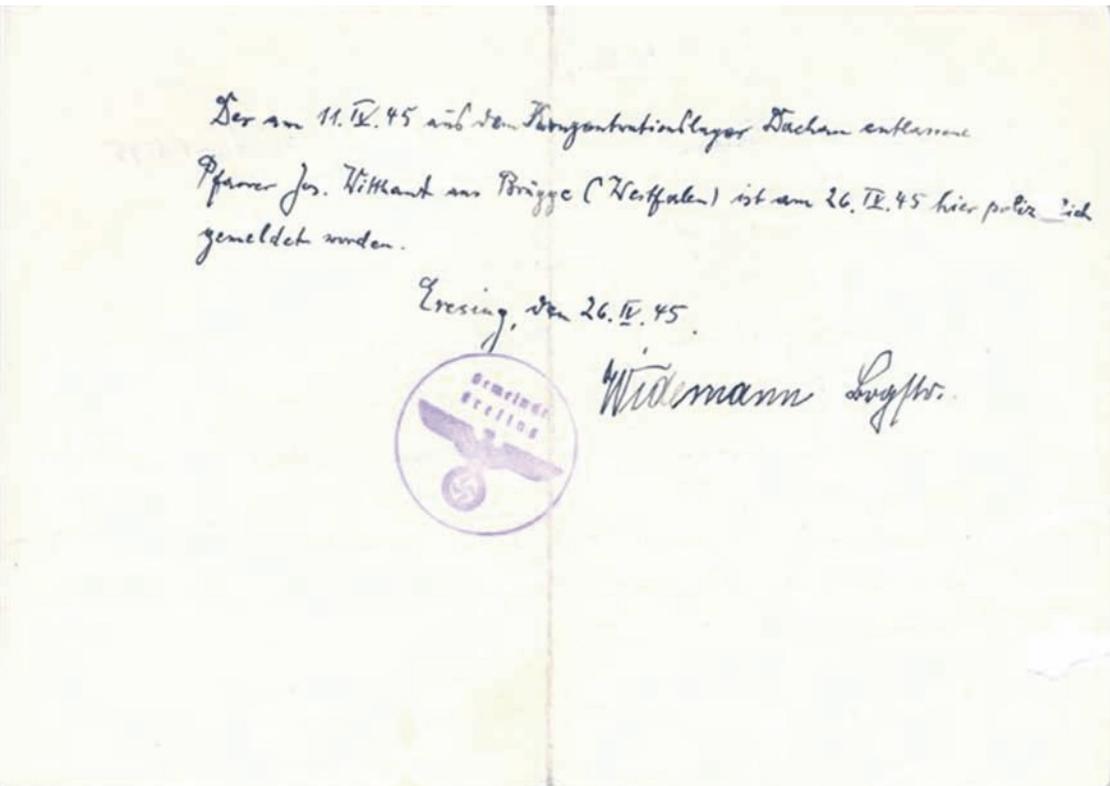


Abb. 13. Polizeiliche Anmeldung in der Gemeinde Eresing am 26. April 1945

so heraus, er wird Sie schon finden. Sie werden die Allmacht Gottes noch zu spüren bekommen. Was ist es denn anders jetzt mit Ihrem Manne als eine Strafe Gottes.“¹⁴

In Dachau konnte er dank der Hilfe des Pfarrvikars Neunzig aus Halver (gest. als Pfarrer von Bad Bertrich) Unterkunft in dem Plantagen-Kommando des Ökonoms P. Augustin Hessing aus dem westfälischen Kloster Gerleve finden. „Desgleichen brachte er mich in der ‚angenehmsten‘ Stube 2 des Priesterblocks unter, wo auch Prälat Baumjohann,¹⁵ Dr. Bahrenberg, Jesuitenpater Clemente Pereira,¹⁶ der spätere Kardinal von Prag Beran¹⁷ und der Bischof von Clermont-Ferrant¹⁸ (Weihbischof des Diakons Karl Leissner¹⁹) unter dem Stubenältesten Domkapitular Friedrichs aus Münster Unterkunft hatten.“

Am 30. April 1945 war in Brügge durch Radiomeldungen die Eroberung von Dachau durch die amerikanischen Truppen bekannt geworden. Diese Nachricht hatte in der Gemeinde die Hoffnung geweckt, dass Pfarrer Witthaut bald und unversehrt zurückkommen werde. Die Brügger konnten nicht wissen, dass er zu den 163 österreichischen und deutschen Geistlichen gehörte, die seit März auf Grund ständigen Kontaktes des Sprechers der Fuldaer Bischofskonferenz, Weihbischof Heinrich Wienken (Cloppenburg), mit der Reichsregierung schon in kleinen Gruppen aus dem KZ freigelassen worden waren. So war es für ihn ein Glücksfall gewesen, wie mir einer seiner inhaftierten Mitbrüder später in einem Brief mitteilte; denn seine Freilassung am 11. April war auf den letzten Tag dieser Aktion gefallen. So war er von dem späteren „Todesmarsch aus Dachau“ verschont geblieben. Er musste sich selbst, wie die anderen auch, eine vorläufige Unterkunft suchen. Bahntransporte gab es wegen der anrückenden Amerikaner, die den Rhein schon überschritten hatten, nicht mehr. So landete der Pfarrer in der nahe gelegenen Benediktinerabtei St. Ottilien. Am 2. Mai, sofort nach Einzug der Amerikaner, verabschiedete er sich hier, um sich mit einem andern Leidensgenossen auf den Heimweg zu machen.

Pfarrer Witthaut berichtet weiter: „Die Fahrt nach Haus durch die bereits besetzten Gebiete der amerikanischen Eroberer gestaltete sich mühevoll und abenteuerlich, meistens mit Militärfahrzeugen. Die Suche nach Fahrtmöglichkeiten, unterbrochen von langen Fußmärschen und der täglich neuen Quartiersuche für die Nächte, haben zwei volle Wochen in Anspruch genommen.“ Am 16. Mai endlich kam er abends zehn Minuten vor Beginn der militärischen Sperrzeit in Meinerzhagen an, wo es ihm mit Hilfe von Vikar Korte, der zeitweise für ihn in Brügge die Vertretung übernommen hatte, gelang, vom amerikanischen Kommandanten ein Auto zur Fahrt nach Brügge bewilligt zu bekommen. Um 22 Uhr traf er mit dem Vikar im Pfarrhaus ein. Die Freude in der Gemeinde war groß. Wie ein Lauffeuer hatte es sich herumgesprochen. Am folgenden Morgen konnte der Pfarrer zum ersten Male seit 14 Monaten wieder das heilige Messopfer mit den in großer Zahl gekommenen Gläubigen aus der Gemeinde feiern. Ein einziges Mal hatte er in der Haftzeit in Dachau die heilige Messe zelebrieren können.

Das Pfingstfest 1945 wurde in Brügge ein Fest der Heimkehr des Pfarrers aus dem KZ und der Befreiung von einer bösen Macht. Die Gemeinde selbst gestaltete es. Nahtlos anzuknüpfen an die Vorkriegsverhält-

13) Internet, 1. Oktober 1946: Wegen Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit wird er zum Tode verurteilt.
14) Boberach, S 887 Nr. 279, Meldung wichtiger staatspolitischer Ereignisse.
15) Baumjohann, Gerhard, Domkapitular (1898 - 1977), Paderborn.
16) Pereira SJ, Clemente, Jesuitenpater (1911 - 1990) Trier, Münster.
17) Josef Kardinal Beran (1888 - 1969) Pilsen, Rom, Erzbischof von Prag.
18) Dr. Gabriel Piguet (1887 - 1952) Bischof von Clermont-Ferrant.
19) Karl Leisner (1915 - 1945) Märtyrer der Kirche durch die Folgen der KZ-Haft.

13. Mai 1945.

Betr.: Weiterfahrt des Hochw. Herrn Josef Witthaut.

An den, den es angeht.

Es wird gebeten, dem Hochw. Herrn Josef Witthaupt, der soeben aus dem Konzentrationslager Dachau entlassen worden ist, wo er wegen seines Berufes inhaftiert war, Beistand zu gewähren, damit er zu seinem "ohnsitz in Brügge, Richtung Köln, zurückkehren kann.

Fahrer von Amerikanischen Fahrzeugen werden gebeten, wenn möglich diesen Mann mitfahren zu lassen.

gez. Unterschrift

Genehmigung, dass dieser Wagen auch nach Curfew in der Nacht des 16. Mai fahren kann.

gez. Henry K Huck
Lt. Col. Inf.

8.f.

Abb. 14. Passierschein der Militärregierung Wiesbaden vom 13. Mai 1945

nisse, dass das nicht ging, erlebten die katholischen Jugendlichen, die das prächtige 1935 angeschaffte und 1937 von den Nazis beschlagnahmte schwarze Christusbanner wieder herbeischaffen wollten. Sogar der Dachboden des Amtsgebäudes in Lüdenscheid wurde abgesucht, ohne Erfolg. Zur Genugtuungsleistung beauftragte die von den Amerikanern eingerichtete Amtsnebenstelle Brügge ehemalige, nicht zur Wehrmacht eingezogene Brügger Nazi-Parteigenossen, den Kirchplatz, die Wege und Böschungen an der Kirche in einen angemessenen Zustand zu bringen. Ein zweifelhaftes Gebaren? Ja, zugegeben, es

waren schon Rachegefühle damit verbunden – sündhaft zwar, aber menschlich nach so vielen Jahren der Gewaltherrschaft und Unfreiheit. Wer kann sich heute schon noch objektiv in die Gefühle der Menschen von damals hineinversetzen?

Um 17 Uhr kam es in der St. Pauluskirche zu einer feierlichen Dankandacht und grandiosen Feierstunde, in der Dechant Adolf Düser aus Lüdenscheid Worte herzlicher Freude und des Dankes sprach. Die Kirche war rettungslos überfüllt. Auf dem Kirchplatz drängten sich die Menschen. Die Kerzen am Altar mussten ge-

löscht werden. Sie wurden durch die Hitzeentwicklung der vielen Menschen weich und verformten sich. Nicht nur aus Brügge, auch aus Lüdenscheid, Halver und dem Volmetal waren die Leute in Scharen gekommen. Sie alle wollten nach den Jahren des Krieges, der Einschüchterung, Verfolgung und Bedrängnis teilhaben an dem Dank, dem Segen und dem Triumph über das Böse.

Frisch eingesetzt und von der amerikanischen Militärregierung bestätigt war der Bürgermeister Bernhard Dames im Amt Lüdenscheid. Er und der Regierungsdirektor Müller aus Arnsberg, von Brügge der evangelische Pfarrer Ebing und selbstverständlich alle katholische Geistlichen aus der Umgebung, soweit sie aus Alters- oder Gesundheitsgründen nicht mehr Soldat sein mussten, gehörten zu den Ehrengästen.

Eine Auseinandersetzung mit dem ehemaligen Brügger Ortsgruppenleiter der NSDAP blieb dem Pfarrer erspart, wie er mir später anlässlich meines Besuches in Paderborn sagte. Die Amerikaner hatten Lynker wegen anderer übler Übergriffe schon vor Witthauts Heimkehr verhaftet. Obwohl, und das muss an dieser Stelle zum Akt der Feindesliebe gesagt werden: Pfarrer Witthaut hat kraft seiner Objektivität und durch wohlwollende Vermittlung ehemaligen Parteigenossen in ihren Entnazifizierungsprozessen geholfen und damit oft neue Lebens- und Existenzperspektiven ermöglicht.

Ende März 1949 verließ Pfarrer Witthaut die Brügger Pfarrgemeinde nach fast 20jähriger segensreicher Tätigkeit, um die Pfarrei Rimbeck bei Scherfede zu übernehmen. Wohl auch, um der Erinnerung an das Leid und den ihm zugefügten Schmerz nicht tagtäglich am Ort seines Wirkens neu begegnen zu müssen. Dass er St. Paulus in Brügge nie vergessen hat, zeigt ein Brief, den ich im April 1976 von ihm bekam. Er erkundigte sich nach allen möglichen Leuten, auch nach denen „...aus der Nazizeit, die mich nach Dachau brachten“. Da schon 78 Jahre alt, verlebte er mit seiner Schwester Anna, die ihm zeitlebens den Haushalt geführt hatte, die letzten Jahre nach der Aufgabe seiner Pfarrei in

dem Paderborner Altenheim St. Liborius. Am 11. Februar 1979 hat der bei den alten Brüggern unvergessene Pfarrer sein letztes „Hier bin ich, Herr“ gesprochen. Auf dem Friedhof seines westfälischen Geburtsortes Barkhausen in der Gemeinde Büren hat der Geistliche Rat, Pfarrer Josef Witthaut, seine letzte Ruhestätte gefunden.

Abbildungsnachweis:

Die Nachlassverwalterin der Familie Witthaut hat die Bilder und Dokumente dem Verfasser zur freien Verfügung überlassen. Es ist beabsichtigt, sie dem Stadtarchiv Lüdenscheid zu übergeben.



Erzabtei St. Ottilien

Telefon: Geltendorf 18
Konto: München 3240

Post und Bahnstation St. Ottilien, Oberby.

Certification.

Reverend Josef Witthaut, born in Barkhausen Kreis Büren Westfalen, Parson of the Roman Catholic Church in Brügge in Westfalen was in the Conc. Camp of Dachau from the 7.4.44. to 11. 4.45 and then dismissed to return to his parochial in Brügge The situation of the war being by that time so, that he could not pass he sought refuge in our Archabby of St. Ottilien together with with his concaptive Rev. Winter which latter was well aquanted here.

To day he tries the travelling for home and we kindly beseech the military Offices to give him free passage.

St. Ottilien, 1st of May 1945

Subprior Vice Archabbot of
St. Ottilien

Abb. 15. Zertifikat der Erzabtei St. Ottilien, Mai 1945

Der Ehrenbürgerbrief der Stadt Lüdenschaid für Fürst Otto von Bismarck vom 25. März 1895

mit Ansicht von Lüdenschaid und Erzeugnissen der Lüdenschaidier Industrie (Lithographie von Julius Caesar)

Rainer Assmann

Eine Ansicht von Lüdenschaid

Bildliche Ansichten von Lüdenschaid sind erst seit der ersten Hälfte des 19. Jh. bekannt. Zuvor sind aus dem 18. und 19. Jh. lediglich drei Flächenansichten überliefert, der Stadtplan des Architekten Moser von 1723 aus der Brandakte, der Stadtplan des veredelten Landmessers Weyland von 1775 und das Urkataster von 1830.¹

Städteansichten sind seit dem um 1450 von Gutenberg erfundenen Buchdruck zahlreich vorhanden. Nach diesem Verfahren sind Ansichten von kleinen Landstädten jedoch selten gedruckt worden. Erst die 1796 - 1798 von Sennfelder erfundene Lithographie (Steindruck) erwies sich für Mehrfachabzüge bis hin zu Massendrucksachen besser geeignet.²

In Lüdenschaid gründete Wilhelm Crone sen. eine Buchbinderei, die im Merkantilischen Taschenbuch von Fr. Wilh. Ph. Hyll 1818/19 zum ersten Mal erwähnt wird.³ Aus ihr ging die spätere Buch- und Steindruckerei Wilhelm Crone jun. hervor, die am 6. Mai 1862 ins Firmenregister eingetragen wurde. Wilhelm Crone jun. gab ab 1854 das „Lüdenschaidier Wochenblatt“ heraus, das 1904 seinen Namen in „Lüdenschaidier Generalanzeiger“ und 1949 in „Lüdenschaidier Nachrichten“ umbenannte.⁴

Walter Hostert hat 1978 die Lüdenschaidier Ansichten auf Lithographien bis 1900 zusammengestellt.⁵ Darunter befinden sich die zeitlich erste Lithographie von 1847⁶ und die zeitlich zweite Lithographie von 1861, jeweils signiert von W. Crone jun.⁷



Abb. 1. Ehrenbürgerbrief der Stadt Lüdenschaid für den Fürsten von Bismarck vom 25. März 1895.

Die zeitlich dritte – eindrucksvolle - Lithographie von 1873 mit vier Bildern von öffentlichen Lüdenschaidier Gebäuden an den Bildrändern und dem von zwei Putten gehaltenen Stadtwappen in der Mitte oben schuf der Lüdenschaidier Lithograph Carl von der Linnepe, der zahlreiche Firmenbriefköpfe Lüdenschaidier Firmen in Lithographien gestaltete.⁸ Unter einem dem Verfasser vorliegenden Druck ist die Herkunft der Lithographie zu ersehen: „Lith. Anst. v. Carl v. d. Linnepe“. Walter Hostert, der Wilhelm Crone jun. als Hersteller vermutet, lag offenbar ein anderer Druck ohne Signierung vor.⁹

Unten rechts hat der Lithograph eine Ansicht von Lüdenschaid gesetzt. Sie zeigt den Entwicklungsstand der Stadt zum Zeitpunkt der Verleihung der Ehrenbürgerschaft an Bismarck 1895. Zu erkennen sind die in den 1880er Jahren entstandenen Gebäude: der Bahnhof, das Evangelische Vereinshaus an der Bahnhofstraße und die katholische Kirche St. Josef und Medardus am Sauerfeld sowie an der Sedan- und Liebigstraße die neuen Fabrikantenvillen, noch ohne Baumbestand. Rechts über dem Bahnhof ist der alte Stadtkern durch den Turm der dem Medardus gewidmeten mittelalterlichen Stadt- und Kirchspielskirche nur noch zu erah-

Seit 1998 ist nun eine weitere Lithographie mit einer Ansicht von Lüdenschaid bekannt. Diese Ansicht verschönt den Ehrenbürgerbrief für Fürst Otto von Bismarck. Die Lüdenschaidier Stadtverordneten hatten am 25. März 1895 mit Mehrheit beschlossen, Bismarck aus Anlass seines 80. Geburtstages am 1. April 1895 das Ehrenbürgerrecht der Stadt zu verleihen. Der Ehrenbürgerbrief in den Maßen 56 x 130 cm wird im Landeshauptarchiv Sachsen-Anhalt verwahrt.¹⁰

Die Lithographie auf der Ehrengabe für Bismarck war in Lüdenschaid und auch Walter Hostert 1978 offenbar nicht bekannt. Deitenbeck erwähnt sie 1985 bei Darlegung der Ernennung Bismarcks zum Ehrenbürger der Stadt Lüdenschaid nicht.¹¹ Die Lithographie von 1895 war erstmalig 1998 in der Ausstellung Preußen und wir und 2009 in der Ausstellung Preußen - Aufbruch in den Westen zu sehen. Dr. Eckhard Trox lieh sie für die Ausstellungen aus und druckte sie in Beigleibänden ab.¹²

- 1) Zu Moser siehe: Wilhelm Sauerländer, Geschichte der Stadt Lüdenschaid von den Anfängen bis zum Jahre 1813, 1965, Abb. 34; Rainer Assmann, Die Burg in Lüdenschaid, in Der Reidemeister Nr. 163 vom 15. 8. 2005, S. 1306. Zu Weyland siehe: Sauerländer, Geschichte, Abb. 37 (Ausschnitt). Zu Urkataster siehe: Assmann, Burg, S. 1303, und Rainer Assmann, Ein Gang durch das mittelalterliche Lüdenschaid, in Lüdenschaid - Stadt auf der Höhe, Band 4 der Lüdenschaidier Geschichts- und Heimatbeiträge, Kreisheimattag 2009, Geschichts- und Heimatverein Lüdenschaid (Hg.), S. 112.
- 2) Vergleiche: Hans-Hermann Stopsack und Ulrich Biroth, Köpfchen zeigen... Firmenbriefköpfe aus dem Märkischen Sauerland, Heimattbund Märkischer Kreis (Hg.), Altena 1997, S. 23.
- 3) Walter Hostert: Die Entwicklung der Lüdenschaidier Industrie vornehmlich im 19. Jh., 1960, S. 184.
- 4) Dietmar Simon, Eine kurze Geschichte der Lüdenschaidier Presse, in: Lüdenschaid - Stadt auf der Höhe, Kreisheimattag 2009, Geschichts- und Heimatverein Lüdenschaid (Hg.), S. 133 - 139.
- 5) Walter Hostert, Lüdenschaid auf Lithographien des 19. Jahrhunderts, in Der Reidemeister Nr. 69 vom 31. 10. 1978, S. 541 - 544.
- 6) Frühere Ansichten von Lüdenschaid gibt es nicht. Soweit diese abgedruckt sind, handelt es sich um spätere Ansichten, die rückdatiert wurden.
- 7) Druck erstmalig in Chronik der Stadt- und Landgemeinde Lüdenschaid von F(ranz) H(einrich) Schumacher, 1847, Reprint Geschichts- und Heimatverein Lüdenschaid, 2006, vor S. I; ferner u. a. bei Walter Hostert, Zur Geschichte der Stadt Lüdenschaid, in Kreisheimatbuch Lüdenschaid 1978, S. 16 - 18, dort auch Druck der Lithographie von 1861; bei Eduard Hueck - Lüdenschaid und die Spezialbleche, Eine chronologische Aufzeichnung 1945 - 2000, 2. Auflage 2001, Lithographie von 1873 S. 11 und von 1847 S. 13 (mit ungenauer Beschriftung); bei Wolfgang Schumacher, Blick und Blatt von Crone, in 150 Jahre Lüdenschaidier Nachrichten, 1. Folge vom 3. 1. 2004.
- 8) Im Farbdruck bei Wilfried Hoffmeister, Lüdenschaid heute, 1979, S. 29, Bild Nr. 55; Schwarz-Weiß-Druck bei Walter Hostert (Hg.), Lüdenschaid - Industriestadt auf den Bergen, 1964, S. 40; Richard Althaus, Lüdenschaid in alter Zeit, 1981, S. 28/29. Zu Carl von der Linnepe: Stopsack - Biroth, Köpfchen zeigen, S. 24.
- 9) Hostert, Lüdenschaid auf Lithographien, S. 542.
- 10) Landeshauptarchiv Sachsen-Anhalt, Abteilung Magdeburg, H Schönhausen, Bismarcksammlung Nr. 1288.
- 11) Günther Deitenbeck, Geschichte der Stadt Lüdenschaid 1813 - 1914, 1985, S. 292.
- 12) Eckhard Trox (Hg.), Preußen und wir - Wirtschaft, Bürgertum und Alltag im südlichen Westfalen 1800 - 1918, Band 3 der Forschungen zur Geschichte Preußens im südlichen Westfalen, 1998, S. 93; Eckhard Trox/Ralf Meindl, Preußen - Aufbruch in den Westen, Geschichte und Erinnerung - die Grafschaft Mark zwischen 1609 und 2009, Band 8 der Forschungen zur Geschichte Preußens im südlichen Westfalen, 2009, S. 233, 16/2.

Erzeugnisse der Lüdenscheider Industrie

Der Ehrenbürgerbrief zeigt links von den Widmungszeilen an Bismarck eine schöne Bürgertochter, vielleicht die Frau oder Tochter des Herstellers der Lithographie, die großzügig umsäumt von einem himmelblauen Tuch, das ihr schulterfreies Kleid größtenteils verdeckt, auf einer Balustrade sitzt. Hinter der Balustrade erhebt sich eine mächtige Eiche. Mit dem linken Arm hält sie das Lüdenscheider Stadtwappen in damaliger Form, umrankt von einem Geißblatt, die rechte Hand weist hin auf die Stadt und auf die „Erzeugnisse der Lüdenscheider Industrie“, wie es auf einem Spruchband heißt. Zwei Blütenpflanzen (Lichtnelken) dürfen nicht fehlen.

Zu ihren Füßen sind die Metallerzeugnisse der Lüdenscheider Industrie zu sehen. Darunter befinden sich u. a. eine Musterkarte für Knöpfe¹³ und Schnallen, einzelne Schnallen, Abzeichen, Schrauben, Bestecke, Tee- und Kaffeekanne, Gefäße für Salz, Pfeffer und Zucker, eine Aluminium-Feldflasche der Firma Berg, sogar eine Glühbirne, Schirmgriffe und eine Menage, wobei allein die Metallfassungen in Lüdenscheid hergestellt wurden. Ein Zahnrad mit Hammer und Zange ist der Firma Wilhelm Gerhards zuzuschreiben, wie sich aus einem Vergleich mit deren Briefkopf (Jugendstil) unter dem Datum 14. März 1901 ergibt.¹⁴

Die Unterzeichner des Ehrenbürgerbriefes

Als die Stadtverordnetenversammlung am 25. März 1895 die Verleihung des Ehrenbürgerrechts an den ehemaligen Reichskanzler beschloss, da wurde zugleich eine Kommission gebildet, bestehend aus den Herren Theodor Assmann, Hugo Paulmann und Heinrich Wilhelm Crone, die für die Ausführung des Beschlusses sorgen sollte. Den Auftrag zur Anfertigung des Ehrenbürgerbriefes erhielt die Lüdenscheider Lithographische Anstalt von Wilhelm Crone jun.¹⁵ Der Auftrag wurde offenkundig sehr schnell erledigt, denn schon am 17. April 1895 konnte in der Sitzung der Stadtverordneten das Dankschreiben des Fürsten Bismarck für die Auszeichnung durch die Stadt Lüdenscheid verlesen werden.¹⁶

Unterzeichnet haben den Ehrenbürgerbrief für den Magistrat: Bürgermeister Selbach, Julius Kugel und Daniel Winkhaus sowie im Auftrag des Stadtverordnetenkollegiums Hugo Paulmann, Theodor Assmann und Heinrich Wilhelm Crone.

August Selbach wurde am 11. April 1841 in der Nähe von Gummersbach geboren. Vor seiner Berufung nach Lüdenscheid war er Bürgermeister von Trarbach an der Mosel gewesen. Von 1874 bis 1896 amtierte er als Lüdenscheids Bürgermeister. In seiner Zeit wurden die Kluser Schule, die Knapper Schule, die Mädchenschule (Medardusschule), die höhere Töchterschule am Sauerfeld und das Realprogymnasium auf dem Staberg erbaut, die Kerksigturnhalle, die Jahnhalle und der Kindergarten Karlstraße errichtet, das Waisenhaus, der Schlachthof und das Pumpwerk in Treckinghausen eröffnet. Lüdenscheid erhielt Bahnanschluss mit Staats- und Kleinbahn. Obwohl ihn die Stadtverordneten nach Ablauf der ersten Amtszeit 1886 einstimmig wiederwählten, reichte er wegen Auseinandersetzungen mit dem Magistrat zum 31. März 1896 vorzeitig seinen

Rücktritt ein. Bis 1909 war er dann Amtmann in Neuenrade. Er starb am 17. Dez. 1927 in Dornburg an der Saale.¹⁷

Julius Kugel wurde am 31. Jan. 1834 in Lüdenscheid als Sohn des Kaufmanns Moritz Kugel und seiner Ehefrau Henriette, geb. Windfuhr, geboren. Am 30. Juni 1863 heiratete er die Fabrikantentochter Marie Hueck. Als er am 19. Nov. 1900 am Schlaganfall starb, hinterließ er die Gattin und sechs erwachsene Kinder. Zuletzt wohnte er in dem Haus Poststraße 2. Am 22. Nov. wurde er in der Familiengrabstätte auf dem ev. Friedhof Mathildenstraße bestattet. Der Fabrikant Julius Kugel gehörte zu den führenden Industriellen der Stadt. Aus der Firma Gebr. Dicke & Kugel ging 1872 die Firma Gebr. Kugel und 1907 die Firma Kugel & Fink hervor. Die Firma existiert nicht mehr. „Ein aufrechter Mann des öffentlichen Wirkens in seltener Vielseitigkeit, langjähriges Mitglied der städtischen Körperschaften, Kreisdeputierter, Mitglied des Bezirksausschusses Arnsberg, des Presbyteriums, des Kuratoriums der höheren Knabenschule, Vorsitzender der Handelskammer, Mitgründer und Aufsichtsratsmitglied des Städt. Konsumvereins und zweiter Vorsitzender des Verbandes Rhein.-Westf. Konsumvereine, dazu noch Mitglied und Vorsitzender mehrerer Vereine.“¹⁸

Daniel Winkhaus wurde am 15. Sept. 1838 in Winkhausen im Kirchspiel Lüdenscheid als Sohn des Kaufmanns Benjamin Winkhaus und seiner Ehefrau Eleonora, geb. Rentrop, geboren. Er durchlief eine kaufmännische Ausbildung in England und Brüssel und trat am 1. Dez. 1865 in die von Ewald vom Hofe in Lüdenscheid gegründete Firma ein, deren Namen sich in Ewald vom Hofe & Winkhaus änderte. Ab 8. Mai 1868 führte Winkhaus die Firma allein unter seinem Namen.¹⁹ Die Fabrik produzierte mit großem Erfolg Metallknöpfe und Metallkurzwaren. Am 20. Mai 1870 heiratete er in Lüdenscheid die Kaufmannstochter Marie Winkhaus (Lösenbach). Sie starb bereits am 20. April 1873. Daniel Winkhaus war Mitglied der Stadtverordnetenversammlung, des Magistrats, des Kreistages und der Handelskammer. Als er am 27. Juli 1906 an Lungenentzündung starb, hinterließ er eine erwachsene Tochter. Am 30. Juli wurde er in der Familiengrabstätte auf dem ev. Friedhof Mathildenstraße bestattet.

Zur Stadtverordnetenversammlung gehörten 24



Abb. 2. Lüdenscheider Stadtansicht von 1895 mit dem „klassischen“ Blick auf die Stadt von der heutigen Mathildenstraße am alten evangelischen Friedhof.

Mitglieder, die nach dem preußischen Wahlrecht in drei Abteilungen gewählt wurden. Für die Stadtverordneten unterzeichneten den Ehrenbürgerbrief die drei Mitglieder, die in der Sitzung am 25. März 1895 mit der Ausführung des Beschlusses beauftragt worden waren:

Der Fabrikant Hugo Paulmann, Siegesstraße 16, wurde am 19. Okt. 1838 in Lüdenscheid als Sohn von Peter August Paulmann, der „bei dem hiesigen Gerichte“ beschäftigt war, und seiner Ehefrau Wilhelmine, geb. Jäger, geboren. Er heiratete Auguste Küper in Rüggeberg, die dort am 2. Juli 1838 geboren wurde. Eine Zeitlang scheint die Familie in Rüggeberg gewohnt zu haben, da seine Kinder dort geboren wurden. 1895/96 war er Mitglied der 1. Abteilung der Stadtverordnetenversammlung. Als er am 9. Nov. 1910 im Städt. Krankenhaus Lüdenscheid an „Gehirnerweichung“ starb, hinterließ er die Gattin und eine erwachsene Tochter. Er war Gesellschafter der 1885 gegründeten Firma Gebr. Paulmann, einer Fabrik für Harmonikabeschläge, Schillerstraße 5. Im Jahr 1899 entstand die Metallwarenfabrik Hugo Paulmann. Ab 1909 hieß die Firma Hugo Paulmann Nachf., deren Inhaber dann Kremp & Hüttemeister, Humboldtstraße 12, wurde.

Theodor Assmann wurde am 30. Jan. 1832 in Lüdenscheid als eines von sieben Kindern des Friedrich Wilhelm Assmann und seiner Ehefrau Amalia, geb. Hömann, geboren. Am 23. Sept. 1850 wurde er zum ersten Kammersekretär der Handelskammer Lüdenscheid gewählt. 1858 baute er das Haus Loher Straße 10, wo er bis zum Lebensende wohnte. 1861 schied er als Kammersekretär aus und wurde Mitinhaber der väterlichen Firma F. W. Assmann, ab 1862 F. W. Assmann & Söhne, die Knöpfe und Militäreffekten fertigte. Am



Abb. 3. Präsentation von Erzeugnissen der Lüdenscheider Industrie auf dem Ehrenbürgerbrief 1895.

13) In der Ausstellung 2009 war diese Musterkarte der einzige Hinweis auf die für Preußen bedeutende Lüdenscheider Knopfindustrie und das Knopfkartell. Siehe Rainer Assmann, „Bescheidener Verdienst und auskömmlicher Lohn“ - das deutsche Knopfkartell der Uniformknopf-Fabrikanten in Lüdenscheid, in „Fliegt in alle Länder und empfiehlt uns!“, Band 2 der Forschungen zur Geschichte Preußens im südlichen Westfalen, 1996, S. 87 - 95.

14) Stopsack – Biroth, Köpfchen zeigen, S. 321, Nr. 349.

15) Lüdenscheider Wochenblatt vom 26. März 1895.

16) Lüdenscheider Wochenblatt vom 18. April 1895.

17) Dietmar Simon: Der „Rote Sauerländer“ und sein Verfolger, in Der Märker, 59. Jg. 2010.

18) Alfred Dietrich Rahmede: Handschriftliche Kurzbiographie in Biographische Sammlung Stadtarchiv Lüdenscheid.

19) Walter Hostert: Die Entwicklung der Lüdenscheider Industrie vornehmlich im 19. Jahrhundert, 1960, S. 189.

April 1864 heiratete er in Altena Luise Künne, Tochter des Altenaer Fabrikanten Arnold Künne.²⁰ In die Stadtverordnetenversammlung wurde er 1883 in der 2. Abteilung und 1895 in der 3. Abteilung gewählt. Am 6. April 1914 konnte das Ehepaar Assmann seine Goldene Hochzeit feiern. Pfarrer Hermann Petersen sagte in seiner Ansprache, dass das Jubelpaar „die unverfälschte Eigenart Altlüdenscheids auch für die Gegenwart noch so lebendig darstellt.“²¹ Als Theodor Assmann am 5. Dez. 1918 starb, hinterließ er drei erwachsene Kinder. Am 9. Dez. wurde er in der Familiengrabstätte auf dem ev. Friedhof Mathildenstraße bestattet.

„Ruhiger, erfolgreicher Fabrikant einfachen Wesens mit vorbildlichem Interesse für die Entwicklung unserer Stadt. Seit 1883 war er lange Jahre Stadtverordneter und 30 Jahre lang Mitglied des Bezirksausschusses der Reichsbankhauptstelle Dortmund. Als großer Naturfreund waren ihm besonders der Stadtwald und seine Pflege ans Herz gewachsen.“²²

Heinrich Wilhelm Crone wurde am 12. April 1844 in Lüdenscheid als Sohn des Lithographen Wilhelm Crone jun. und seiner Ehefrau Henriette geboren. Am 5. Oktober 1871 heiratete er in Werdohl Emma Becker aus Eveking. Als er am 5. Dez. 1904 in Lüdenscheid an Herzschwäche starb, hinterließ er die Gattin und drei erwachsene Kinder. Am 8. Dez. wurde er auf dem ev. Friedhof Mathildenstraße beerdigt. Er war der Inhaber der Druckerei Wilhelm Crone jun., die den Ehrenbürgerbrief erstellte. Heinrich Wilhelm Crone gehörte zur Stadtverordnetenversammlung und zur Repräsentation der Evangelischen Gemeinde Lüdenscheid. Sein Vater Wilhelm Crone jun. wurde am 14. Mai 1815 in Lüdenscheid als Sohn des Buchbinders Wilhelm Crone sen. und seiner Ehefrau Maria Margaretha, geb. Machlet, geboren. Am 4. Nov. 1841 heiratete er Henriette Berg, Tochter des Lüdenscheider Fabrikanten Wilhelm Berg sen. Als er am 17. April 1874 starb, übernahm Heinrich Wilhelm Crone die Firma von seinem Vater. Noch im Adressbuch der Stadt- und Landgemeinde Lüdenscheid und der Gemeinde Hülscheid von 1922 findet sich der Eintrag: „Wilh. Crone jr., Inh.: Rudolf Crone, Buch- u. Steindruckerei, Verlag des Lüdenscheider Ge-



Abb. 2. Die Unterschriften der Unterzeichner des Ehrenbürgerbriefes

neralanzeigers, Schillerstraße 20.“ Im Anzeigenteil des Adressbuches 1922, S. 5, hat die Firma eine Geschäftsanzeige aufgegeben, in der es u. a. heißt: „Verlag: W. CRONE JR. BUCHDRUCKEREI, STEINDRUCKEREI, LITHOGRAPHIE“.

Der Lithograph (Künstler)

Die Lithographie von 1895 ist signiert mit „W. CRONE JR. LÜDENSCHIED“. Diese Signatur gab Rätsel auf. In der Regel ist auf Lithographien am unteren Bildrand auf der einen Seite der Zeichner in Stein (Künstler) mit „pinxit“ und auf der anderen Seite der Drucker (Hersteller) mit „fecit“ genannt. Hier sieht man auf den ersten Blick allein die Signatur von Wilhelm Crone jun. Da er bereits 1874 gestorben war, kommt er als Schöpfer der Lithographie von 1895 nicht infrage. Das Rätsel lässt sich aber dahingehend lösen, dass die Signatur nicht den Zeichner der Lithographie, sondern das Unternehmen anzeigt, das die Lithographie gedruckt hat.

Wer war aber der „pinxit“? Bei genauer Suche erkennt man am Sockel der Balustrade, schräg links unterhalb der Glühbirne deutlich lesbar den Namen „J. CAESAR“. Es handelt sich hier um den Lithographen Julius Caesar, * 9. Sept. 1864, der offenbar fünf Jahre später die Fa. Wilhelm Crone jun. verlässt und in die Lüdenscheider Fa. Spannagel - Lithographie, Buchdruckerei, Steindruckerei, Buchbinderei - eintritt, die sich Ende 1900 in „Spannagel & Caesar“ umbenennt. Julius Caesar verfasste auch das 48seitige Büchlein „Düett un Datt in Lünscher Platt – Vertellekes van Flausen un

Streiken“, das 1911 im Verlag Spannagel & Caesar erschien. Nachdem Richard Spannagel 1911 bei einem Firmenbrand ums Leben kam, wurde Julius Caesar Alleininhaber der Firma.²³ Er wohnte zuletzt im Hause Altenaer Straße 3 und starb am 23. Sept. 1940 in Lüdenscheid. Von Julius Caesar und der Fa. Spannagel und Caesar stammt der Druck von historischen Karten von Lüdenscheid, darunter aus den 1920er Jahren einer Doppelkarte mit dem nachgezeichneten Stadtplan Weyland von 1775.

Die Blütezeit der Lithographie ging vor 1900 zu Ende. Die von Daguerre 1838 erfundene Daguerreotypie entwickelte sich zur Fotografie mit ihren vielen Möglichkeiten der Druckgestaltung.²⁴

Die Schatulle

Zu dem Ehrenbürgerbrief für Bismarck gehörte eine Schatulle, die in der Lüdenscheider Ausstellung 2009 gezeigt wurde. Die Schatulle trägt auf violetterm Samt in der Mitte einen massiven, ovalen Silberbeschlag mit der Inschrift: „Durchlaucht / dem / Fürsten Bismarck / Die Stadt Lüdenscheid“. An der linken Seite des Silberbeschlags ist das Bismarcksche Wappen eingraviert. Die Schatulle und der Silberbeschlag sind mit einer silbernen Bordüre umrahmt.

Die handwerkliche Herstellung der Schatulle und des Silberbeschlags ist nicht bekannt. Die Art der Schmelzung einschließlich der Gravur könnte, wie Vergleiche belegen, auf die Silberschmiede Adolf Künne in Altena hinweisen. Dafür spricht auch, dass der Mitunterzeichner des Ehrenbürgerbriefes, Theodor Assmann, mit Luise Künne aus Altena verheiratet war, der Auftrag zur Herstellung der Silberplatte deshalb an Künne in Altena gegangen sein kann.²⁵

Abbildungsnachweis 1. – 4.:

Landeshauptarchiv Sachsen-Anhalt, Abteilung Magdeburg, E 187 Sammlung des Bismarckmuseums Schönhausen, Nr. 1288.

20) Zur Firmengeschichte F. W. Assmann & Söhne siehe neuerdings Mark Woods (England), German medal Makers & their Marks 1813 – 1957, Band 2, 2011, 168 S., S. 15 - 47. Zu Theodor Assmann vgl. Barbara Gerstein/Ulrich Soénius: Rheinische und Westfälische Handelskammersekretäre und -Syndici vom 18. bis zum Anfang des 20. Jh., in Rheinisch-Westf. Wirtschaftsbiographien Bd. 15, Dortmund 1995, S. 384/385.

21) Evangelischer Gemeindebote aus Lüdenscheid Nr. 15 vom 12. 4. 1914, S. 118.

22) Alfred Dietrich Rahmede: Handschriftliche Kurzbiographie.

23) Stopsack – Biroth, Köpfchen zeigen, S. 24 und S. 380, Nr. 440.

24) Vergleiche: Wolfgang Schumacher, Rückblick auf Lüdenscheider Fotografen des 19. Jahrhunderts, in Lüdenscheider Nachrichten vom 16. 10. und 6. 11. 1999, sowie 22. 1. und 12. 2. 2000.

25) Den Herren Dr. Christoph Volkmar, Landeshauptarchiv Sachsen-Anhalt, Standort Wernigerode, und Dr. Eckhard Trox, Museen der Stadt Lüdenscheid, danke ich für die Zuarbeit. Insbesondere gilt mein Dank Herrn Hartmut Waldminghaus, Geschichts- und Heimatverein Lüdenscheid e. V., der vor allem die Personendaten der Unterzeichner des Ehrenbürgerbriefes beisteuerte.



Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung
Herausgeber: Geschichts- und Heimatverein Lüdenscheid e.V.
Alte Rathausstraße 3, 58511 Lüdenscheid, Telefon 02351/17-1645
www.ghv-luedenscheid.de
Schriftleiter: Hartmut Waldminghaus
Druck: Märkischer Zeitungsverlag GmbH & Co. KG

